

## History Tour 2002 und 2003

### Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,

die Straßenkarte des Kreises Groß-Gerau - meiner und Ihrer Heimat - zeigt keine weißen Flecken mehr. Wie sieht es aber mit unserer geschichtlichen "Landkarte" aus? Wer kennt die zahlreichen historischen Stätten in seiner Heimatkommune oder in der unmittelbaren Nachbarschaft? Wer kennt schon die Zusammenhänge weit in der Vergangenheit, die bis in unsere Gegenwart wirken?

Diese "weißen Flecken" zu tilgen war und ist die Idee der "History Tour - Roter Faden durch den Kreis Groß-Gerau" die ich im Jahre 2002 begonnen habe. Zusammen mit und unter der wissenschaftlichen Anleitung des Historikers Professor Dr. Ernst Erich Metzner aus Rüsselsheim ist es gelungen, diese Idee umzusetzen. Neben ihm möchte ich den zahlreichen Referenten, Unterstützern sowie dem Redaktionsteam danken, die es möglich gemacht haben diese "Tour" und jetzt diese Edition auf den Weg zu bringen. Wir haben einen Anfang gemacht und im Kreis Groß-Gerau den roten Geschichtsfaden vom historischen Bahnhof in Bischofsheim im Norden bis zu Maria Einsiedel in Gernsheim im Süden mit vielen Stationen dazwischen geknüpft.

Mein Ziel als Politiker, der den Kreis Groß-Gerau im Deutsche Bundestag in Berlin vertritt, ist es hier an der Herstellung eines historischen Bogens Beitrag zu leisten. Auch politische Zusammenhänge und Problemstellungen der Gegenwart haben ihre Wurzeln tief in der geschichtlichen Entwicklung unseres Kreises. Die Vergangenheit der geschichtsträchtigen Orte ist oft mit unserer politischen Gegenwartssituation verknüpft. Ein gutes Beispiel ist die Mönchhofkapelle in Raunheim. Ehemals war sie Teil eines Klosterhofes. Die Klöster damals waren bestimmende Wirtschaftsfaktoren. Sie versuchten oft, Ansiedlungen in ihrer Nähe zu verhindern oder sogar bestehende zu verdrängen, weil sie selbst die Flächen wirtschaftlich nutzen und expandieren wollten. Aus diesem Grunde ist der Mönchhofwald siedlungsfreier Raum geblieben. Heute reklamiert Fraport die Fläche für die eigene Expansion.

Ausgehend von der Römerzeit durchkreuzten schon im Mittelalter den Kreis wichtige Wirtschaftswege und Verbindungsrouen. Auch dies setzt sich über die Industrialisierung - etwa mit der Eisenbahndrehscheibe Bischofsheim – bis in die heutige Zeit fort. Unser Kreis war Ausgangspunkt wichtiger geschichtlicher Entscheidungen – so nahm der berühmte Gang nach Canossa bei dem Reichstag in Tribur (Trebur) seinen Ausgang.

Ich wünsche viel Vergnügen beim Durchstöbern der Lektüre der Texte und Informationen bietet das zusammengestellte Bildmaterial ein breites Spektrum zu den einzelnen Stationen der "History Tour". Gleichzeitig soll sie Anregungen für eigene „Touren“ zu geschichtsträchtigen Orten bieten.

**Mit freundlichen Grüßen**

**Gerold Reichenbach, MdB**



## Vorwort

### Von weißen Flecken, dem blinden Fleck und dem roten Faden

Im Nachwort meiner durch Armin Helm herausgegebenen Rüsselsheimer Echo Aufsatzsammlung von 1982, "Vergangenheit am Untermain - gegenwärtig", war die Formulierung vom 'roten Faden' (durch die Geschichte) in der Überschrift zu Teil II des Nachworts (S. 80) bereits spielerisch aufgegriffen worden; wobei auch klar war, daß man den 'roten' Faden nicht als aufdringlich empfinden, aber doch wahrnehmen sollte. Manche Formulierung daraus ist im Folgenden verwendet.

So sehr jene längst vergriffene Artikelsammlung mit zugleich journalistischem und wissenschaftlichem Anspruch mit dem Zentrum des Interesses am Untermain inzwischen vergessen sein mag, Grundgedanken des Textes hat Gerold Reichenbach, MdB und als Gymnasiallehrer von einst ausgebildeter Germanist und Historiker, mit pädagogischem Geschick und Durchsetzungsvermögen seiner Konzeption, die nun auf den Kreis Groß-Gerau zugeschnitten ist, zugrundegelegt, wie sein obiges Vorwort zeigt, und es lag nun nahe, unsere in Frankfurter Studienzeit begründete nähere Bekanntschaft mit der 'History Tour - roter Faden durch den Kreis Groß-Gerau' zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit auszubauen, unter Mitarbeit von Vertretern einer jüngeren Generation im Kreis mit entsprechendem Vorwissen und Engagement. Bezüglich meiner Beiträge zeichnet wie auch hier und in den Vorbemerkungen mein längst zur Selbständigkeit entwachsener ehemaliger Schüler Jörg Monzheimer mit verantwortlich. Nunmehr schon im dritten Jahr hat sich die Kooperation bewährt und trägt ab jetzt erste wirklich vorzeigbare Früchte.

Um zum Konzept zurückzukommen: Ausgangspunkt für Gerold Reichenbach wie für Ernst Erich Metzner war eine lange mißliche Erfahrung, wie sie bei genauerem Hinsehen auch und gerade im Kreis Groß-Gerau jeder machen kann und wie sie auch in vergleichbaren Zeitläuften der Vergangenheit immer wieder gemacht werden konnte. Der berühmte Hanauer Hesse Jacob Grimm, einer der Brüder Grimm, die im Deutschland des 19. Jahrhunderts das verlorene Selbst- und Geschichtsbewußtsein gerade auch der ungelehrten Schichten im Deutschen Reich zu wecken unternommen hatten, hat es so ausgedrückt:

In Rom, Athen und bei den Lappen,  
da kennt man jeden Winkel aus,  
derweil wir wie im Dunkeln tappen,  
daheim in eignen Vaterhaus.

Diesen mißlichen, ja gefährlichen Zustand zu ändern, auf neue Art, mit Hilfe neuer Gedanken und Medien, war damit unsere Aufgabe. Anzuknüpfen war an den hier und überall vorhandenen oder vorauszusetzenden Lokalpatriotismus. So wie jeder die Namen der Orte im Kreis kennt und bei jeder Autofahrt am Ortsrand zur Kenntnis nehmen muß, so läßt sich sozusagen jedesmal am Ortsnamen, dessen Bedeutung ja an sich schon jedesmal Fragen aufwirft, anknüpfen, oder es läßt sich anknüpfen an allbekannte örtliche Auffälligkeiten, nicht nur sichtbare, sondern auch hörbare, an sogenannte Bau- oder Naturdenkmäler, an mundartliche Besonderheiten. 'Denkmäler' jeder Art heißen nicht zufällig so: Sie sollen und müssen zum Nachdenken anregen, auch zu kritischem Nachfragen, zum Nachdenken etwa über die fernere und nahe Geschichte der Orte und der Bedeutung für die Gegenwart.

Die Beiträge sollten sich jeweils mit der Geschichte der Städte und Gemeinden im Kreis beschäftigen, wobei von vornherein klar war, daß die Betrachtung nur sinnvoll sein könnte, wenn die örtliche Geschichte als Reflex größerer, übergreifender, sozusagen weltbewegender Vorgänge erschiene, die letztlich immer noch unser Dasein und das unserer Nachbarn bestimmen, sei es, daß sie 'nur' die Denkgewohnheiten beeinflussen, sei es, daß sie 'sogar' unseren Lebensraum in bis heute sichtbarer Weise veränderten; je weiter der Blick zurück in Zeiten ohne ausführliche Schriftzeugnisse geht, desto unumgänglicher wird im übrigen der gewissermaßen 'weltgeschichtliche' Aspekt, weil in solchen Perioden nur die wichtigen Vorkommnisse und Bewegungen noch Niederschlag in schriftlichen Quellen finden und in die Betrachtung einfließen können.

Mit journalistischen Mitteln sollte das Gefühl geweckt werden, daß die Geschichte des Kreises wie des engeren und weiteren Umlands gerade auch früherer Zeit durchaus beachtens- und betrachtenswert ist, ja daß sie oft genug geradezu als Grundlegung der Gegenwart und als Grundlage eines begründeten Urteils über sie bezeichnet werden kann, und daß immer noch neue interessante Einblicke gewonnen und Ergebnisse erzielt werden können, oft durch eine genauere Beachtung und Betrachtung allgemein geläufiger und zugänglicher Gegebenheiten. Viele Befunde warteten nur - und warten noch - auf ihre Auswertung.

Ungemein anspornend wirkt, daß gerade das engere und weitere Umfeld in puncto Geschichte eine der aufschlußreichsten, aber auf den ersten Blick am schwersten zugänglichen deutschen Landschaften darstellt: eine allzuoft durch Kriege heimgesuchte und zum Neuanfang gezwungene, eine allzu begünstigte und darum allzu begehrte Region, die in früheren Zeiten wohl gar den Zentralraum des damaligen deutschen Reiches darstellte und auch heute wieder zum Teil zentrale Funktion ausübt, für die man sich nicht so sehr wegen der Zeugnisse einer langen und großen Vergangenheit als wegen ihrer Möglichkeiten in der Zukunft interessierte; so

ist der Zugang zur Geschichte und zur historischen Erkenntnis durch die in besonderer Weise zerstörerische Historie selbst und die durch sie bedingte Mentalität der Bewohner so gründlich erschwert worden, daß der Bereich auch für die zünftige Geschichtsforschung noch weithin eine 'Terra incognita', ein weißer Fleck, eine Ansammlung weißer Flecken, geblieben ist.

Die Art der Präsentation wurde zugegebenermaßen auch dadurch nahegelegt, weil sich das starke pädagogische, aufklärerische Interesse und die inzwischen doch erworbene Weltkenntnis der Anreger nicht abzufinden bereit war und ist mit der besonderen, sowohl selbstverschuldeten wie geschichtsbedingten Unmündigkeit der Deutschen im Nachkriegsdeutschland und zumal nicht mit der unter spezifischen Lebensbedingungen entstandenen in unserem Umkreis; die Anstoßgeber wollten sich nicht abfinden mit jenem letztlich lebensfeindlichen und selbstzerstörerischen Desinteresse an der eigenen, nicht ungestraft verdrängbaren Geschichte und der eigenen, nicht ungestraft zerstörbaren Umwelt.

Von den großen weißen Placken wird also zu sprechen sein in dem Glauben, daß jeder Einsichtige bei näherem Hinsehen erkennen könne, daß es sie gibt, und daß es gilt, sie zu beseitigen, und daß man ihnen doch nur bedingt und in Grenzen beikommen kann - ich könnte so wohl besser auch und zugleich den orts- und landesüblichen blinden Fleck im inneren Auge zur Sprache bringen, der jene nötige Einsicht und Erkenntnis so ungeheuer erschwert, weil er verhindert, daß man ohne Veränderung des Blickwinkels überhaupt das Weiße auf der Landkarte der staats-, volks- und heimatgeschichtlichen Kenntnis wahrnimmt. Wer immer nicht gewillt ist, um der Vollständigkeit seines Wissens willen den Blick zu erweitern und statt dessen immer nur auf das längst schon Bekannte oder scheinbar Erkannte starrt und meint, damit sei seine Welt - die Welt aus der er kommt und in der er lebt - zureichend erfaßt, der muß früher oder später und wohl zu seinem Schaden erfahren, daß er Wesentliches nicht wahrgenommen hat; ein nur um wenig anderes Blickwinkel hätte dem abhelfen können.

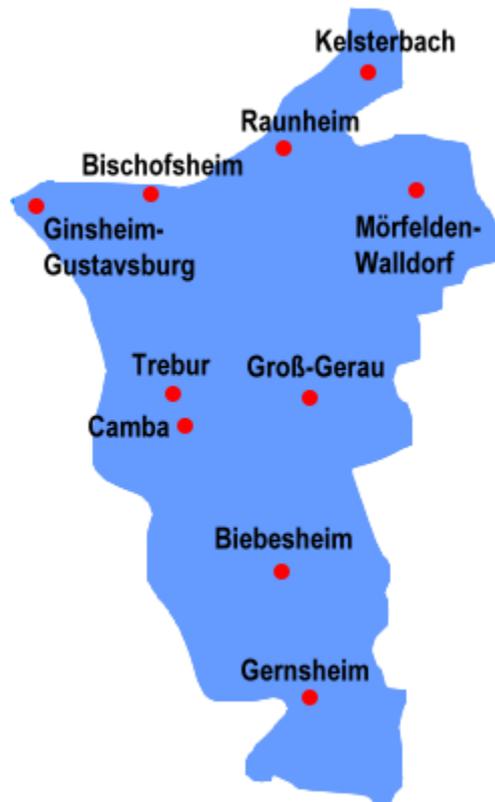


**Prof. Dr. Ernst Erich Metzner**



**Jörg Monzheimer M.A.**

## Die Stationen



## „Auf Lochheim“/„Flochheim“ und die Sage vom Nibelungenhort

E. E. Metzner/Redaktion: J. Monzheimer



Die Station der History-Tour in Biebesheim, jeweils unter Führung auch von ortsansässigen kompetenten Mitbürgern im Ort selbst und dann im Feld im Anblick der alten Ortslage des verschwundenen Dorfes ‚Lochheim‘, ist im Hinblick auf die Überlieferung der berühmten mittelhochdeutschen Heldendichtung ‚Nibelungenlied‘ (um 1200) gewählt; die darin geschilderte Geschichte spielt im 5. Jahrhundert, das heißt am Ende der Römerzeit in unserem Bereich und in der Zeit der erneuten Landnahme germanischer Stämme links des Rheins während der sog. Völkerwanderungsepoche. Das Nibelungenlied berichtet in der Strophe 1137 der Fassung B zum Beispiel, die als die zuverlässigste angesehen wird, darüber, dass der berühmte Nibelungenhort, der dem heimtückisch ermordeten Siegfried gehörte und von ihm an seine Witwe Kriemhild (die Schwester der Wormser Könige Gunther, Gernot und Giselher) vererbt wurde, von Hagen, dem wichtigsten Höfling und Mörder

Siegfrieds, in den Rhein versenkt wurde, damit er für sie unerreichbar wäre. Der ganze lange zweite Teil handelt davon, dass die inzwischen an den mächtigen Hunnenkönig Attila/Etzel verheiratete Kriemhild sich an dem Mörder Hagen und seinen Mitverschworenen, ihren Brüdern, für den Tod Siegfrieds, aber auch für den Verlust des gewissermaßen fluchbeladenen Horts rächen will, der, weil die Brüder Hagen nicht fallen lassen wollen und Hagen am Ende den Hort nicht verrät, schließlich zur Ursache des Untergangs des ganzen burgundischen Heeres geworden zu sein scheint.

Es heißt da in der Strophe 1137 in mittelhochdeutscher Sprache:

E daz der künec riche wider waere komen,  
die wile hete Hagene den schaz vil gar genomen.  
Er sancte in da ze Loche allen in den Rin.  
Er wande er solde in niezen: des enkunde niht gesin.

Bevor der mächtige König wieder ins Land zurückkam, hatte Hagen den Schatz genommen und ihn am Loche zur Gänze in den Rhein gesenkt. Er hoffte, er könne ihn eines Tages nutzen, aber das konnte in keiner Weise geschehen. (Nibelungenlied B 1137, Text nach H. Brackert; eigene Übersetzung)

In der häufig benutzten Übersetzung von H. Brackert heißt es, als Übertragung von ‚ze loche‘ (wobei ‚loche‘ in der verwendeten Textausgabe noch mit einem Längezeichen versehen ist) bei ‚Lochheim‘, wobei das Wissen mitschwingt, daß es bei Biebesheim einmal einen Ort oder gar zwei Orte namens Lochheim gegeben hat, die benannt sind nach einem ‚Loch‘ im Rhein, einer tiefen Stelle dort, wo der Rhein von Süden kommend bei Gernsheim bis heute gezwungen ist, seinen Lauf nach Westen zu verändern, am heute so genannten ‚Schwarzen Ort‘ (wobei ‚Ort‘ im Sinne von ‚Spitze‘ verwendet wird). Das im Nibelungenlied gemeinte Wort ‚Loch‘ wird im Mittelhochdeutschen wie im Neuhochdeutschen mit kurzem o gesprochen, so daß die Wiedergabe in dem häufig benutzten Brackert-Text mit einem langem o nicht richtig wäre, wenn wirklich ‚Loch‘ zugrundeläge.

Der Ort ‚Lochheim‘ zwischen Biebesheim und Stockstadt ist schon ab 770 erwähnt, und die Lage der einstigen zweigeteilten Ortswüstung ist noch durch den Flurnamen ‚Uff Lochheim‘ (‚Auf Lochheim‘) zu erkennen, der durch falsche Zusammenziehung der Konsonanten zu der Wendung ‚Uff Flochheim‘ (= ‚Auf Flochheim‘) geworden ist: So haben Bauern die Stelle bezeichnet, wenn sie auf der noch bekannten Örtlichkeit des alten Dorfs arbeiteten.

Es handelt sich bei ‚Auf Lochheim‘/‚Auf Flochheim‘ um einen sog. Wüstungsnamen, wie er im Umfeld im Kreis Groß-Gerau auch noch in der Wendung ‚Auf Esch‘ für die Stelle des alten Römerkastells und Römerlagerdorfes bei Groß-Gerau begegnet, dessen römerzeitlicher Name bis heute nicht bekannt ist, aber eben aus dem Wüstungsnamen erschlossen werden kann. ‚Esch‘ bzw. seine vorauszusetzende antike Vorform war offenbar in den antiken Quellen der bisher nicht genannte Name des Kastells.

Im Nibelungenlied wird nun zwar nicht direkt von ‚Lochheim‘, sondern von dem ‚Loch‘ gesprochen, nachdem ‚Lochheim‘ als ‚Heim am Loch‘ benannt ist. Doch ist es natürlich erlaubt, die Stelle im Rhein, am sog. ‚Schwarzen Ort‘, wo der Schatz angeblich versenkt wurde, als ‚Bei Lochheim‘ zu bezeichnen, und die Biebesheimer fühlen sich so wohl mit Recht mit einer eindrucksvollen Kernszene der Nibelungensage verbunden, deren historischer Hintergrund unzweifelhaft in völkerwanderungszeitlicher Geschichte um das Worms des 5. Jahrhunderts besteht. König Gunther und Giselher sind sicher historische Gestalten, und nichts verbietet uns, auch die übrigen Hauptfiguren des Texts und den alten parallelen Überlieferungen im Süden und im Norden des ganzen germanischsprachigen Raums bis nach Island als historisch anzusehen. Das gilt vor allem für Hagen, dessen geschichtliche Verwurzelung wohl in den Raum rechts des Rheins, in das Untermaingebiet und die Wetterau verweist und darauf deutet, dass der dort ansässige große germanische, ‚alamannische‘ Stamm (die sog. ‚Bucinobanten‘) freundschaftlich und auch verwandtschaftlich mit den Burgunden am Rhein bei Worms

verbunden war. Und auch der Hinweis auf das ‚Loch‘ im Nibelungenlied im Rhein könnte alte zuverlässige Sage sein, wenngleich es eben die Sage klarmacht, daß der genaue Ort bis zum Tode Hagens verborgen blieb und auch die Ortsangabe ‚ze loche‘ von Anfang an als eine bloße Vermutung gelten muß.

Bei den zahlreichen Verlagerungen des Rheins in historischer Zeit ist es aber müßig, die genaue Stelle des ‚Loches‘ von damals suchen zu wollen; es könnte sowohl in rechtsrheinischer als auch linksrheinischer Gemarkung gelegen gewesen sein.

Der Rhein hat jedenfalls seinen Lauf inzwischen mehrfach verändert, gerade auch im Umfeld von ‚Lochheim/Flochheim‘. Gleichwohl: Der Hort hat immer wieder die dichterische und auch die bildkünstlerische Phantasie angeregt, und sein Versteck ist immer wieder gesucht worden, auch z.B. im Binger Loch, wo Heine in seinem Romanfragment ‚Rabbi von Bacherach‘ wohl „den uralte versunkenen Niblungshort“ vermutete.

Im Kreis Groß-Gerau, in Biebesheim darf man aber weiter an ‚Lochheim‘ denken und etwa das folgende Gedicht rezitieren, das 1967 im Band ‚Unser Heimatkreis Groß-Gerau‘ (hrsg. v. H. Kühlmann und O. Wenke) abgedruckt ist mit der daneben stehenden Illustration, die sich an dem berühmten Hagendenkmal vor Worms direkt am Rhein orientierte – auch die Burgundenhauptstadt Worms wollte natürlich am Mythos Nibelungenhort teilhaben, der sich aber viel eher mit Biebesheim/Lochheim/Flochheim verbinden lässt, was den Ort des Verstecks angeht. Im Folgenden das Gedicht:

Der Nibelungenschatz

Zu Lochheim am Rhein, am Schwarzen Ort,  
da rauschen die Wellen fort und fort;  
dunkelnde Nach, nur falber Schein  
des Mondes flirrt in den Strom hinein.

Düster erhebt sich ein neuer Tag;  
Doch horch, da naht sich ein Ruderschlag!  
Über den Wassern schattet's heran,  
ein schwerer Nachen, ein riesiger Mann.

Im Nachen blitzt es schimmernd auf,  
Gold und Edelgestein zu Hauf;  
Von Alberich einst wohl verwahrt,  
nun liegt er auf mächtigem Schilde gebahrt.

„Verfluchtes Gold, verfluchtes Gestein!“  
so kollert es in den Strom hinein.  
Dort funkelt der Schatz in tückischer Glut  
Und schreit nach Rache und schreit nach Blut.

Versunken der Schatz, den keiner mehr hebt;  
Nur Hagen weiß: Der Fluch, der lebt!  
Kriemhild erfüllt ihrer Rache Glück:  
Von der Donau kehrt niemand zum Rheine zurück.

## Der Bischofsheimer Bahnhof

### Kleiner geschichtlicher Abriss von Georg Böhm



Mit Bekanntmachung im „Großherzoglich Hessischen Regierungsblatt“ vom 15. Februar 1856 wird die „Concession“ über die Erbauung und zum Betrieb einer Eisenbahn von Aschaffenburg über Darmstadt nach Mainz erteilt. - Im Jahre 1858 erreicht damit die Bahnstrecke Darmstadt-Mainz der "Hessische Ludwigsbahn", benannt nach dem damaligen Großherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt, Bischofsheim. Die Auswirkungen dieser Maßnahme sind bekannt und reichen bis in unsere Tage: Nicht umsonst wird nach wie vor von Bischofsheim als „Eisenbahngemeinde“ gesprochen. Die Eisenbahn hat hier immer noch und vermutlich auf längere Sicht eine Zukunft, zumal am 06.06.2002 die Wiederaufnahme der Triebfahrzeuginstandhaltung durch die ab 1994 zuständige DB Cargo AG erfolgte.

Gleich zu Beginn des Eisenbahnzeitalters wird in Bischofsheim neben einem Personenbahnhof auch eine „Rangierstation“ eingerichtet, die Keimzelle des heutigen großen Bahnhofs mit seiner Ost-West-Ausdehnung von über 4 Kilometern. Der Reisezugverkehr spielt für den Betrieb der Eisenbahn in Bischofsheim immer nur eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist hier bis heute ausschließlich der Güterverkehr.

Zunächst aber fehlt noch die Brücke über den Rhein. - Am vorläufigen Endpunkt im Bereich des Gustavsburger Hafens wird eine Fährverbindung nach Mainz eingerichtet. Bereits 1860 wird mit der Fertigung von Brückenteilen für die künftige Südbrücke durch die eigens hierfür in Gustavsburg gegründete Niederlassung der Nürnberger Firma Klett u. Co., der späteren M.A.N., begonnen. - Diese Brücke wird 1862 eingeweiht und damit das Fährgebäude überflüssig. Es wird später bei der Erweiterung des Hafens in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts abgerissen. Auch wird in Bischofsheim ab 1868 eine „Maschinenstation“ für die Unterhaltung der zur Erfüllung der immer wichtiger werdenden Lokomotiven für die Güterzugaufgaben eingerichtet.



Gegen Ende des 19. Jahrhunderts genügt die „Rangierstation“ nicht mehr dem gewachsenen Verkehrsaufkommen. So wird u. a. die Querverbindung von Rüsselsheim zur „Alten Station“ zum betrieblichen Problem, da die Personenzüge den Weg der abzudrückenden Güterzüge vor dem westlichen Ablaufberg kreuzen müssen.

Es wird deshalb von der damals zuständigen „Großherzoglichen Eisenbahndirektion Mainz“ eine völlig neue Konzeption hin zu einem leistungsfähigen Rangierbahnhof entworfen. U. a. wird der Güterbahnhof in Richtung Nauheim verlängert, ein weiterer Ablaufberg (der „Ostberg“) gebaut und ein weiterer Rundlokschuppen sowie ein weiterer Wasserturm (der heute noch erhaltene) errichtet. Der Personenbahnhof wird zum heutigen Standort verlegt und ein Umfahrgleis mit Überführung über die Rüsselsheimer Einfädelung gebaut. Das Füllmaterial hierfür wird im "Wüsten Forst" abgetragen, dem heutigen Gelände des Eisenbahner-Sportvereins (ESV).



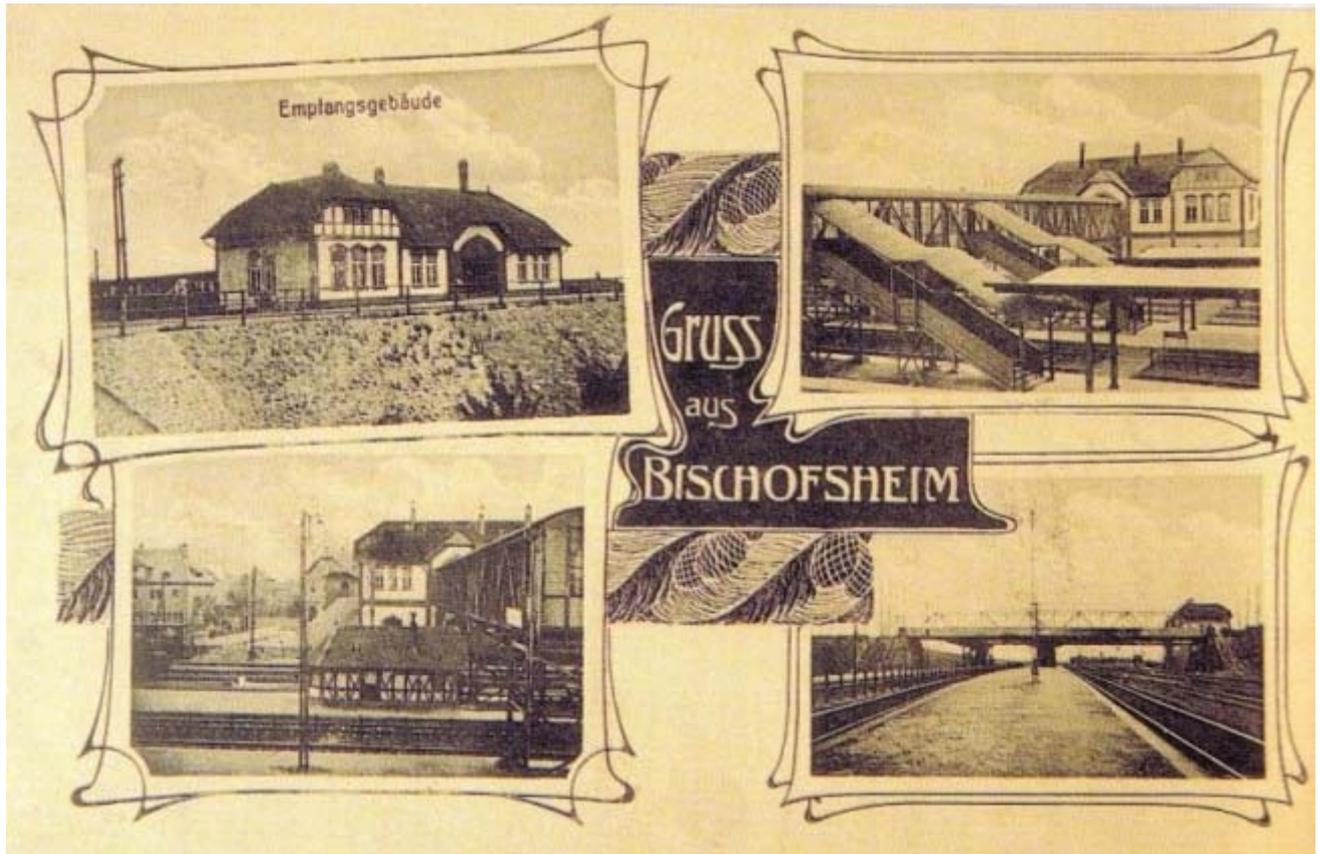
Bischofsheimer Bahnpersonal vor der "Alten Station" mit Lok "Landskron" 1867 (Foto: Staatsarchiv Darmstadt)

Der Rangierbetrieb wird nun nicht mehr beeinträchtigt, der Personenzugbetrieb ist jetzt frei von Störungen und auch die Zuwegung zu den Bahnsteigen ist für die Fahrgäste unproblematisch geworden. - Der in diesem Sinne erweiterte Rangierbahnhof wird im Jahre 1904 durch den deutschen Kaiser Wilhelm II. und Großherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt eingeweiht. Von nun an trägt der Bahnhof das Prädikat "Größter Verschiebebahnhof Süddeutschlands".

Vor und im I. Weltkrieg ist der Bahnhof Schauplatz starker Truppenbewegungen. Hier werden u. a. die Soldaten und das mittransportierte Vieh für die Weiterfahrt nach Westen versorgt.

Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg wird 1918 durch die Französische Siegermacht eine Bahnhofskommandantur eingerichtet. Der Druck der Besatzer wird immer größer, so dass sich die Bischofsheimer Eisenbahner wie überall im besetzten Rheinland 1923 dem in die Geschichte eingegangenen so genannten "Passiven Widerstand" anschließen. - So werden beispielsweise in einer einzigartigen Aktion alle verfügbaren Lokomotiven in den Lokschuppen hinterstellt und zwei von ihnen in die Drehscheibe gefahren, womit der gesamte Rangier- und Zugbetrieb zum Erliegen kommt. In Folge dieses Sabotageaktes werden 100 Eisenbahnerfamilien des Ortes ins Hinterland verwiesen.

Ende der 20er Jahre werden die Anlagen des Bahnbetriebswerkes erweitert, was sich insbesondere auch im Bau von neuen Wohnungen für Bedienstete im Ortsteil "Jerusalem" niederschlägt.



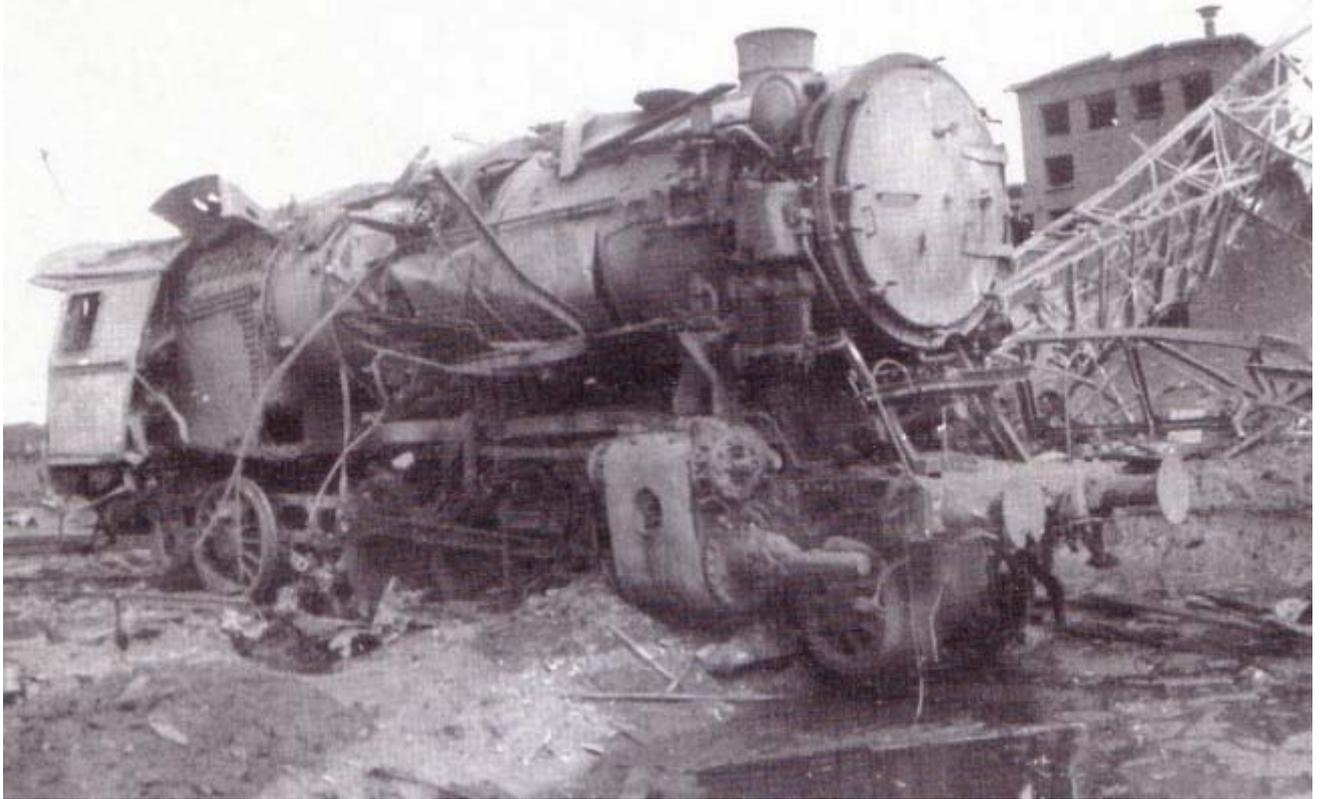
Das "Neue Empfangsgebäude" auf einer Postkarte von ca. 1910

Durch Eingemeindung der Orte der Mainspitze nach Mainz im Jahre 1930 erhalten auch die Bahnhöfe neue Bezeichnungen wie „Mainz-Bischofsheim“ oder „Mainz-Gustavsburg“. Obwohl die rechtsrheinischen Vororte durch die Zonengrenzziehung nach 1945 wieder von Mainz losgelöst werden, sind diese Bahnhofsbezeichnungen bis heute gültig geblieben.

Die Bedeutung des Rangierbahnhofes wird in den Dreißiger Jahren nicht geringer, im Gegenteil, er ist für die Logistik des kommenden 2. Weltkrieges unentbehrlich. Erste Vorzeichen sind zunehmende Truppentransporte, die den Bahnhof auf ihrem Weg in Richtung Westen frequentieren. Die Lok-Behandlungsanlagen werden abermals erweitert und auf den neuesten Stand der Technik gebracht. Hierbei wird der Kohlenhof, dessen Stützmauern noch heute am „Schwarzen Weg“ zu sehen sind, in östlicher Richtung verlängert und ein weiterer Rundlokschuppen erbaut.

Die spätere Gegenwehr der Alliierten erfolgt gegen Ende des Krieges in Form von Luftangriffen auf den Bahnhof und seine Lokbehandlungsanlagen. Zu deren Abwehr werden Flakstellungen auf der Brücke über die Rüsselsheimer Strecke und Geschütze im Wüsten Forst installiert. Zudem wird ein "Scheinbahnhof" zwischen Astheim und Trebur aufgebaut, welcher die anliegenden alliierten Bomberpulks irritieren soll.

Zur Aufrechterhaltung des Lokomotiveinsatzes wird im "Wüsten Forst" das so genannte "Wald-Betriebswerk" angelegt, um Lokomotiven bei ihrer Wartung und Bereitstellung vor Fliegerangriffen zu schützen. - Reste hiervon sind noch heute zu sehen.



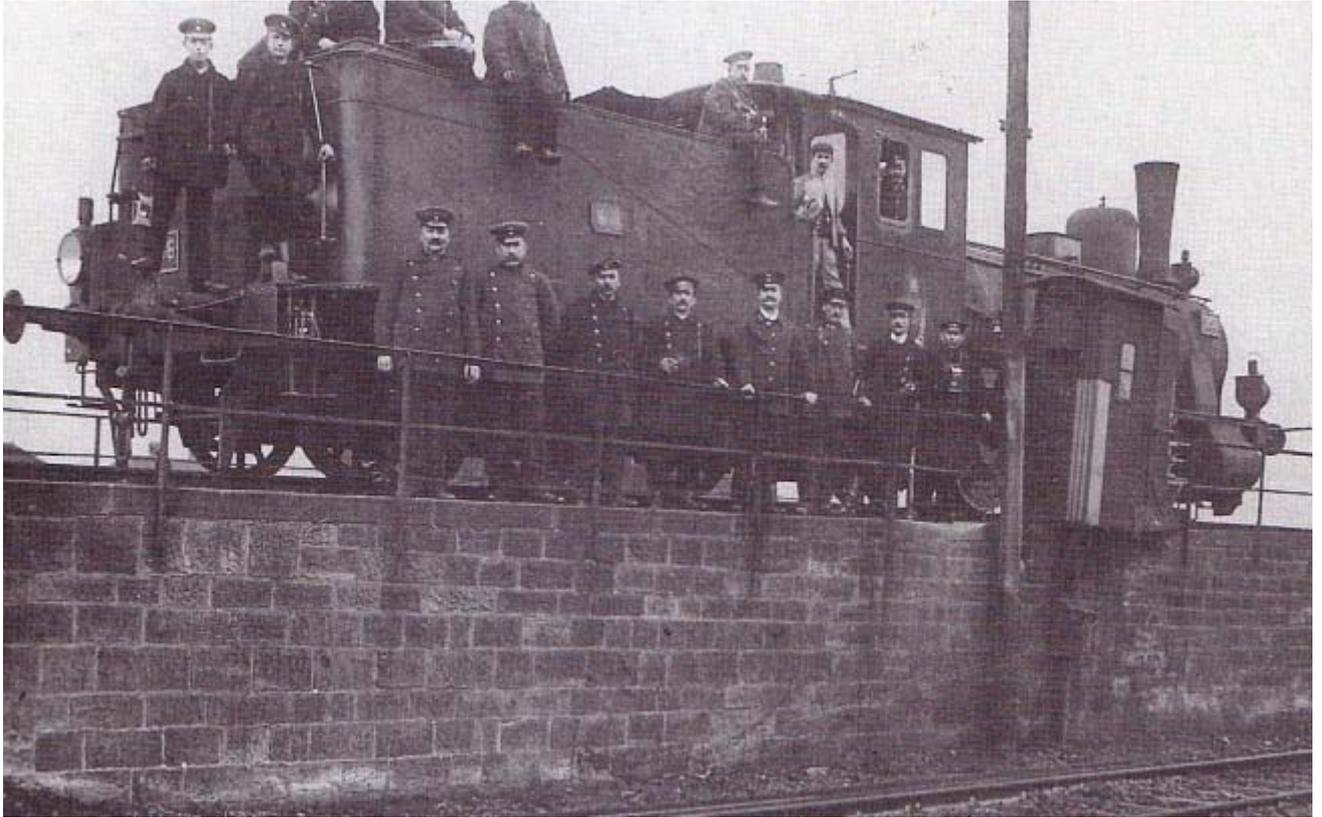
Bombenschäden nach dem Angriff am 13. Januar 1945 (Foto: Slg. Böhm)

Unterkünfte von so genannten Fremdarbeitern befanden sich hinter der Aufsicht Ost und vor allem im „Wüsten Forst“ auf dem Gebiet des Schindbergs, dem heutigen ESV-Gelände.

Nach dem II. Weltkrieg, und insbesondere bis zur Elektrifizierung Ende der 50er Jahre, behält der Bahnhof Mainz-Bischofsheim seine herausragende Bedeutung. Im Jahre 1964 wird die Instandhaltung von Dampflokomotiven aufgegeben und der jüngere Rundlokschuppen abgebrochen. Dafür erhält das Bahnbetriebswerk ab 1957 kontinuierlich Elektrische Lokomotiven des Typs E 40 aus Neuproduktion bis zu einer Höchststückzahl von 105 Exemplaren. Das neue Verwaltungsgebäude des Bahnbetriebswerkes, eine moderne Lokreinigungsanlage sowie eine neue Kantine werden ihrer Bestimmung übergeben. Nachdem bereits ab 1965 die Zugdurchfahrten teilweise mit moderner Stellwerkstechnik gefahren werden, wird 1974 das neue Zentralstellwerk „Bf“ in Betrieb genommen und damit die von den ursprünglichen 14 alten verbliebenen 7 mechanischen Stellwerke stillgelegt.

Die Bedeutung des Bahnhofs lässt aber dennoch kontinuierlich nach, bis hin zum Verlust der Lokomotiv-Unterhaltung im Jahre 1983. Der „Rangierbahnhof“ wird zu einem „Knotenbahnhof“ herabgestuft, der „Ost-Ablaufberg“ stillgelegt. Der alte Rundlokschuppen wird nicht mehr benötigt und teilweise an die „Historische Eisenbahn Frankfurt“ vermietet, welche hier bis 1995 ihre Dampflokomotiven 01 118, 23 1097 sowie die inzwischen ebenfalls historische E 94 580 („Deutsches Krokodil“) und ein „Schweizer Krokodil“ hinterstellt. Schließlich wird 1992 auch die Fahrkartenausgabe geschlossen.

Ein Lichtblick ist die Einführung des kombinierten Verkehrs „Rollende Landstrasse“ im Jahre 1982, der jedoch 1997 wegen mangelnder Nachfrage und Rentabilität wieder eingestellt wird.



Rangierkolonne auf dem Ablaufberg West ca. 1907 (Foto: Slg. Böhm)

Durch die Umwandlung der „Deutschen Bundesbahn“ in die „Deutsche Bahn AG“ im Jahre 1994 gelangt der für Bischofsheim relevante Güterbetrieb zum Transportbereich „DB Cargo AG“.

Nach weiterer Reduzierung der zentralen Rangieraufgaben der DB Cargo im Bereich des Frankfurter Hauptgüterbahnhofs gewinnt der Standort Mainz-Bischofsheim allerdings wieder zunehmend an Bedeutung. So wird als erstes die Güterwageninstandhaltung in Frankfurt eingestellt und nach Bischofsheim verlegt. Die Verwaltung der örtlichen Niederlassung wird konzentriert. Sie verlässt die „Alte Station“ und zieht in den Bereich des Bahnbetriebswerkes um. Und dort ist auch der neueste Teil zu sehen: DB Cargo hat nach Schließung der Werkstatt in Frankfurt mit Inbetriebnahme eines neuen Werkstattgebäudes am 06.06.2002 in Bischofsheim auch die Instandhaltung von Triebfahrzeugen wieder aufgenommen.



Blick in das Bw-Gelände mit dem "Alten Wasserturm" 1965 (Foto: Slg. Böhm)

Nicht zuletzt sei erwähnt, dass durch die Übergabe des Empfangsgebäudes an die Gemeinde und dessen originalgetreue Restaurierung das bahnsseitige Entree des Ortes auch hier eine äußerst positive Aufwertung erfährt.

**Im Übrigen:**

Die historisch besonders prägenden Bauten des Industriezeitalters wie der „Wasserturm“, die „Alte Station“, der „Rundlokschuppen mit Strahlengleisen und Drehscheibe“ und weitere Objekte stehen mittlerweile unter Denkmalschutz und sind in das Projekt „Route der Industriekultur Rhein-Main“ aufgenommen worden. Sie alle werden von der heutigen Bahn nicht mehr genutzt und es soll mit ihnen eine Verbindung hergestellt werden zwischen künftiger Ortsplanung und einer hieraus sich ergebenden alternativen Nutzung. – Die hieran interessierten gesellschaftlichen Kräfte sind sensibilisiert und mobilisiert.

## Der Kammerhof

E. E. Metzner/Redaktion: J. Monzheimer

**Der Kaiserwahlort von 1024 beim alten Dorf ‚Cam‘ am Kammerhof  
zwischen (Riedstadt-) Leeheim und (Trebur-) Geinsheim gegenüber Oppenheim**



Der Treffpunkt während der History-Tour 2002, um den es hier als Anknüpfungspunkt geht, war das Pumpwerk ‚Kammerhof‘ bei den neuen, nachkriegszeitlichen ‚Kammerhöfen‘ an der Stelle eines älteren ‚Kammerhofs‘ etwa zwischen Leeheim und Geinsheim, an einem Altrhein-Arm, gegenüber Oppenheim; der Hofname, entstanden aus dem Namen ‚Camber Hof/Kamber Hof‘, erinnert mit dem ‚Kammerfeld‘ dabei an die Stelle der einstigen Siedlung ‚Camben‘ o.ä.

(möglicherweise mit einem Namen noch aus keltischer Zeit), die mit einem ‚Hafen‘ seit dem 9. Jh. genannt wurde und inmitten einer auf der Karte noch gut sichtbaren sehr großen verlandeten Rheinschleife zwischen Geinsheim und Leeheim (ursprünglich, aber sicher 1024 nicht mehr linksrheinisch) gelegen war (vgl. M. Gockel, Karolingische Königshöfe am Mittelrhein, Göttingen 1970, S. 1054-156): Dort ist 1024 der deutsche König und spätere Kaiser Konrad II., der erste Herrscher aus dem rheinfränkischen Hause der sog. ‚Salier‘, gewählt worden, nachdem mit dem in Bamberg begrabenen letzten König und Kaiser aus dem ursprünglich (nieder-) sächsischen Herzogshaus der sog. Ottonen, Heinrich II., dieses deutschen Königsgeschlecht (918-1024) ausgestorben war.



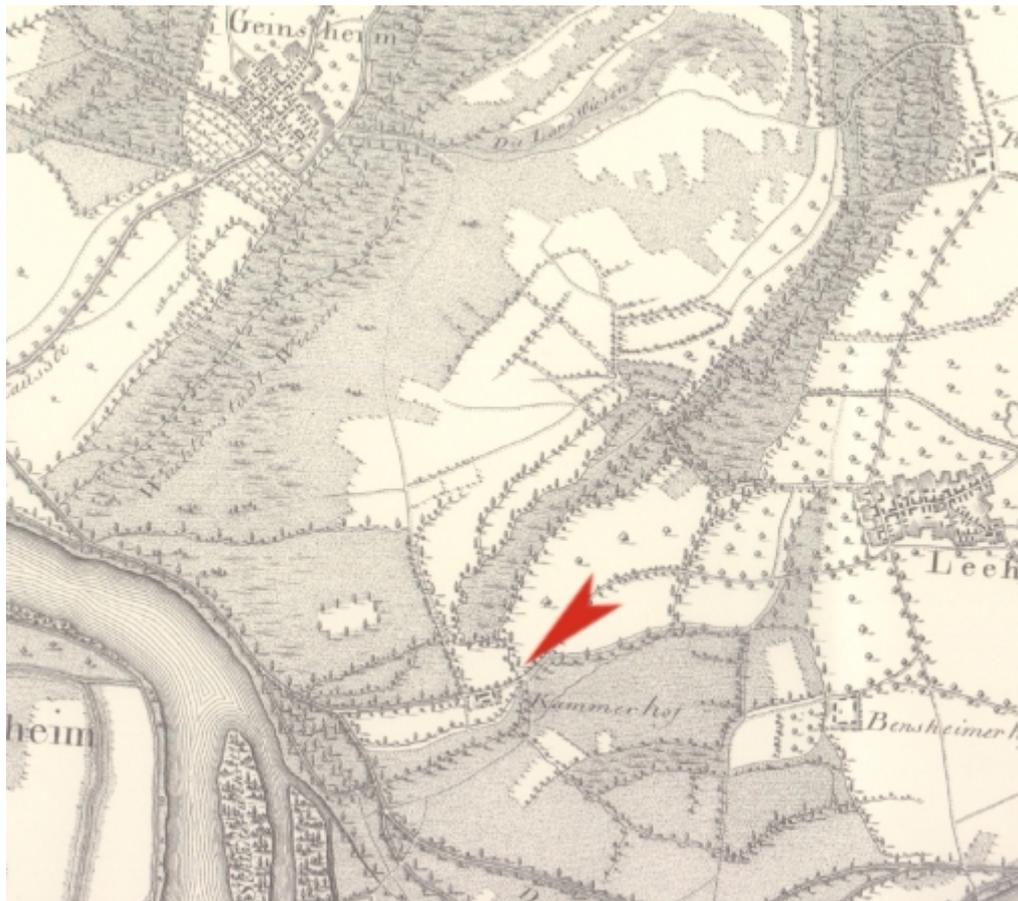
Die Wahl erfolgte wohl konkret im Umkreis einer nahen Stelle im Feld (beim heutigen ‚Sonnenhof‘), die noch auf modernen Karten ‚Staffel‘ heißt, benannt möglicherweise nach dem hölzernen Stufen-Gerüst, das bei der Wahl zur Präsentation der Kandidaten und für die schließliche Huldigung des Gewählten errichtet wurde oder bereits vorher als Gerichtssitz einer alten Gerichtsstätte (vielleicht früher Bedeutung) vorhanden war (s. dazu jetzt auch: Südhessisches Flurnamenbuch, hrsg. von H. Ramge, Darmstadt 2002, unter ‚Staffel‘, S. 880, und ‚Kammerhöfer‘, S. 547).

Ein neuzeitliches, wenig pompöses, eher herrscherliches als kriegerisches Relief mit dem Namen Konrads II. und der Jahreszahl 1024 am einsamen Pumpwerk ‚Kammerhof‘ erinnert an das historisch bedeutsame Faktum; das Bild des gekrönten Reiters auf seinem starken Roß wurde in den ersten Jahren der Weimarer Republik 1924 zur 900-Jahr-Feier angebracht, zu Zeiten, als man nach dem verlorenen 1. Weltkrieg in der neuen Republik doch noch verhalten an der Herausstellung langer nationaler Kontinuität und alter deutscher Größe interessiert war, trotz des 1918 erfolgten, ernüchternden Endes des sog. Zweiten deutschen Kaiserreichs. Anscheinend brauchte man damals keine besondere ausführliche Erklärung für das Bildwerk – oder hat man sie bereits damals gescheut, weil es über die richtige Formulierung Uneinigkeit gegeben hätte?

Unter den ersten Saliern ist das mittelalterliche, volkstümlich so genannte und in gewisser Weise auch so richtig benannte ‚deutsche Reich‘ weiter zur zeitweiligen Vormacht in Europa aufgestiegen, nachdem unter den Saliern z.B. auch noch das ‚burgundische‘ Königreich südlich vom Oberrhein und im Rhonebereich, in ‚Burgund‘, als dritte Krone zur Herrschaft in ‚Deutschland‘ und zu der im ‚langobardischen‘ Königreich, in ‚Lamparten‘-Oberitalien, hinzugekommen war. Man hat das Reich bald, nachdem die ‚Deutschen‘ (in den deutschen Ländern des Ostfrankenreichs) herkömmlicherweise den Anspruch auf die Herrschaft über Norditalien und die durch Karl den Großen erneuerte ‚römische‘ Kaiserwürde anmelden konnten, offiziell als ‚Heiliges Römisches Reich‘ bezeichnet. Konrad II. wurde schon 1026 in Mailand zum langobardischen König und 1027 in Rom zum Kaiser gekrönt. Die Größe

des romanischen Doms von Speyer (der künftigen Grablege der salischen Kaiser, seinerzeit die größte Kirche Europas), die Dome auch von Worms und Mainz sind Zeugen direkt oder indirekt von der Macht der geistigen und weltlichen Fürsten und der monarchischen Spitze im Deutschland dieser Epoche.

Nachdem sich in der Zeit der mächtigen ‚sächsischen‘ Könige und Kaiser (919-1024) das Zentrum des ostfränkischen bzw. ‚deutschen‘ (König- bzw. Kaiser-)Reichs von Frankfurt am Main (und Regensburg) zunächst zeitweise auf das östliche (Nieder-)Sachsen (mit Magdeburg als Hauptort) verlagert hatte, kam es mit der Wahl des Saliers Konrad aus einem fränkischen Geschlecht mit dem Zentrum um Speyer zu einer erneuten Aufwertung gerade der näheren, rheinfränkischen Nachbarschaft von ‚Camben‘, allgemeiner: des Rhein-Main-Gebiets, wo in der Karolingerzeit seit Karl dem Großen (768-814) eben Frankfurt am Main von 794 an zur politischen Mitte der deutschsprachigen, östlichen Teile des Frankenreichs aufgestiegen war.



Mit der Wahl Konrads II. in ‚Camben‘ ist auch die einst etwa gleichzeitig mit Frankfurt emporgekommene nahe Pfalz Trebur wieder voll ins Licht der Geschichte gerückt worden; sie lag ja auch, erst neuerdings so gesehen, an der seit dem 8. Jahrhundert erkennbaren, einst ungemein wichtigen Straße von Paris über Metz, Worms, Oppenheim und den einstigen Rheinübergang bei Nackenheim und weiter über Nauheim und

Königstädten nach Frankfurt und nach Hessen und (Nieder-)Sachsen Siegfried zieht sie wohl im Sachsenkrieg nach der Vorstellung des ‚Nibelungenliedes‘ von ca. 1200 und sie ist noch heute langhin im Kreis Groß-Gerau zu verfolgen, im Wald z.T. noch als Waldweg bei Königstädten erhalten (s. unter ‚Königstädten‘). Bis zum sog. Gang nach Canossa 1077, der 1076 von gegnerischen Fürsten in Trebur dem damaligen salischen Kaiser Heinrich IV., dem Enkel Konrads II., aufgezwungen waren musste die Entscheidung über sich in Oppenheim abwarten, hat Trebur unter den ersten Saliern und zumal unter Heinrich IV. einen großen Aufschwung bis hin zu einem imposanten Umfang und bis zur Stadtqualität genommen, noch vor dem Aufkommen des Wortes ‚Stadt‘; der lange ‚Burg(=Stadt)graben‘ in Trebur markiert noch heute den Verlauf der einstigen Stadtbefestigung! Frankfurt trat unter den Saliern auffallenderweise zurück. Nachdem aber von 1077 an alle Könige und Kaiser Trebur, das gewissermaßen zum Unheilort für das Kaisertum geworden war, nicht mehr aufsuchten, obwohl die Fürsten zunächst noch so 1119 auf Trebur als Symbolort bestanden (vgl. zu Ginsheim-Gustavsburg), wurde schließlich auch die wichtige Fernstraße durch das Ried verlegt und an dem in das Dasein eines großen Dorfes zurücksinkenden Trebur vorbeigeführt: Sie führte jetzt von dem aufsteigenden Oppenheim über den Kornsand und das erst im Spätmittelalter zur Stadt gewordene Groß-Gerau nach Frankfurt, also näher an ‚Camben‘ vorbei.

‚Camben‘ gegenüber Oppenheim ist aber nach 1024 niemals mehr von größerer Bedeutung gewesen und hat auch vorher nicht an einem der genannten Fernwege, wohl aber nahe am Rhein, gelegen. Die Ursache für die Wahl des ersten deutschen Königs aus salischem Geschlecht gerade an diesem Ort ist bisher irritierend unklar – sie liegt wohl in (1024 noch vage erinnerlichen) ähnlich wichtigen politischen Zusammenkünften vorgeschichtlicher, vielleicht noch vorfränkischer Zeit. Immerhin lag der Ort – wie Frankfurt(!) - im fränkischen Stammesgebiet, in dem nach späterer Rechtssatzung alle deutschen Könige gewählt werden sollten; auf diese Weise wurde angedeutet, dass das deutsche Reich aus dem fränkischen Reich z.B. Karls des Großen hervorgegangen war.

Die Wahl aber im freien Feld, nicht wie später im Mittelalter in einer ‚Kapelle‘ in Frankfurt durch nur sieben Kurfürsten, ist für uns auf andere Art bedeutsam: Sie deutet darauf, dass eine große Öffentlichkeit zugelassen und eine größere Zahl von Fürstlichkeiten aktiv an der Wahl beteiligt war. Im Prinzip handelte es sich also – auch die oben erwähnte Würdigung noch 1924 vor Ort deutet darauf – um eine demokratische Veranstaltung, so wie auch später das deutsche Wahlkönigtum mit dem sich schließlich durchsetzenden Wahlort (in der verhinderten ‚Hauptstadt‘) Frankfurt am Main, im Gegensatz zum französischen Erbkönigtum (mit der festen Residenz Paris) Elemente einer alten Demokratie besaß; sie resultierten aus der Vorstellung eines freien Zusammenschlusses aller ‚deutschen‘ deutschsprachigen Stämme rechts und links des Rheins, einschließlich der deutschsprachig gebliebenen östlichen Franken, aus denen allen nach ursprünglicher Anschauung der König der Deutschen gewählt werden konnte, und entsprechend kam dieser entstehenden Nation, deren Wurzeln zumindest bis zu der Erstnennung des Wortes ‚deutsch‘ unter Karl dem Großen 786 zurückgehen, auch ein verbindender Name zu, der nicht, wie in ‚Frankreich‘ der Name ‚Franzosen‘, in etwa mit dem eines herrschenden Stammes identisch war. Der Charakter des mittelalterlichen ‚deutschen Reichs‘ als Wahlmonarchie führt aber genau besehen zu einer politischen Schwächung der Institution Königtum/Kaisertum auf lange Sicht, da die Wahl im Vorfeld jeweils durch die versprochene Vergabe von Reichsrechten an potentielle Wähler erkaufte werden musste.



Die eindrucksvolle Wahl in ‚Camben‘, die im Hochmittelalter wohl nicht von ungefähr als erste eigentliche deutsche Königswahl angesehen wurde, konnte aber trotz aller Fortschrittsgedanken im immer noch oder wieder monarchisch orientierten Deutschland der nachnapoleonischen Zeit (1815ff.) doch als Sternstunde der deutschen Geschichte angesehen werden; und auch noch die Anbringung des Reliefs am Pumpwerk 1924 deutet auf eine ähnlich positive Einschätzung. Jedenfalls hat der berühmte ‚schwäbische‘ Dichter Ludwig Uhland als deutscher Patriot und Demokrat jenes frühen 19. Jh.s den Tag der einhelligen Wahl Konrads auf dem ‚Kammerfeld‘ in eindrucksvoll feiernden, wenn auch sicher schönenden Versen in seinem ‚Trauerspiel in fünf Aufzügen‘ von 1817 über ‚Ernst, Herzog

von Schwaben', uraufgeführt 1818 in Hamburg, verherrlicht, und dabei mit der Figur des gegen den gewählten Konrad II. aufrührerischen, tragisch geendeten Herzogs Ernst zugleich auf die dauernde Gefahr der inneren Spaltung Deutschlands verwiesen, das gleichwohl von Natur aus gewissermaßen eine föderale Struktur zu haben hatte. Es geschah zu einer Zeit, als man sich weithin in der deutschen Intelligenz durch die reaktionären Kräfte der sog. Metternich-Ära nach dem Wiener Kongress von 1813/15 in Deutschland einerseits in den Hoffnungen auf die Errichtung eines neuen, demokratischen legitimierten einigen, rechtlichen und freien ‚Deutschland‘ oder deutschen Kaiserreichs nach dem Ende des alten, zur Unform heruntergekommenen enttäuscht sah, als man andererseits aber doch weiter so oder so auf die Errichtung eines neuen deutschen Reichs oder Deutschlands, eines föderalen Staates mit monarchischer oder auch nicht monarchischer Spitze, hinarbeitete; 1848 ist – nach revolutionärem Aufbegehren - einen Augenblick lang im Paulskirchenparlament in der alt-neuen ‚Hauptstadt‘ Frankfurt am Main der schwierige Weg in dieser Richtung für alle sichtbar eingeschlagen worden, unter Einschluß noch des ‚deutschen‘ Österreichs wie zu Zeiten des alten Kaiserreichs, und Ludwig Uhland war als gewählter württembergischer Abgeordneter dabei.

Seine politischen Absichten, die demokratischen Elemente im bis heute nachwirkenden Nationalgedanken dieser Zeit, werden deutlich in Uhlands Geschichtsdrama über die deutschen Stämme und ihre geglückte Königswahl 1024 im Ried, und so sei ein feiernder Abschnitt über die Wahl ans Ende gestellt mit der rückblickenden Rede des Grafen Werner, des treuen Freundes von Herzog Ernst:

„Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,  
Vollkommen klar bin ich mir des bewusst.  
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,  
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,  
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.  
Als nun die Botschaft in das Reich erging,  
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,  
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,  
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch  
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.

[...]

Jetzt dachten unsre freien Männer nicht  
An Hub- und Haingericht und Markgeding,  
Wo man um Esch und Holzteil Sprache hält.  
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie,  
Aus allen Gauen, einzeln und geschart,  
Ins Maiefeld hinab zur Kaiserwahl.  
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,  
Wo unabsehbar sich die ebne Flur  
Auf beiden Ufern breitet, sammelte  
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt  
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.

[...]

Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,  
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!  
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,  
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,  
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,  
Und alle doch ein großes Brüdervolk,  
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint.“

(zitiert nach: Ludwig Uhland, Uhlands Sämtliche Werke in sechs Bänden, Zweiter und dritter Band, Berlin/Leipzig o.J., Herzog Ernst, Trauerspiel in fünf Aufzügen, S. 23f.)

Nicht von ungefähr klingt hier der Wortlaut der Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft durch die alemannischsprachigen Urkantone in Schillers älterem politischen Drama ‚Wilhelm Tell‘ von 1804 nach, wo vom zu gründenden einen ‚Volk von Brüdern‘ die Rede ist, und es klingt an der spätere Wortlaut des ‚Deutschlandlieds‘ von Hoffmann von Fallersleben von 1841, wo von der Einigkeit gesprochen wird, die man ‚brüderlich‘ erstreben soll – auch dies noch Nachklang der ‚fraternité‘ des

dreigeteilten französischen revolutionären national-patriotischen Schlachtrufs, der auch in Deutschland im 19. Jh. noch deutlich nachhallte (ähnlich wie die schwarz-rot-goldene deutsche ‚Tricolore‘ den Symbolgehalt der französischen aufnimmt).

## Die „Lustsäule“

Text in Anlehnung an die Ausführungen und Informationen von Lebrecht Viebahn



Die Säule befindet sich genau dort, wo „türkische“ Zelte standen und sich der Erbprinz Ludewig X mit seiner geliebten Gemahlin vorwiegend aufhielt.

Peter Schneider von der Geschichtswerkstatt meinte; dass eingefleischte Groß-Gerauer Monarchisten die Idee mit der Lustsäule auf Kosten der Stadtkasse hatten. Es steht zwar auf der Denksäule:

**Diese Denksäule setzt die Stadt Groß-Gerau frohlockend über die Glückseligkeit unserer Zeiten und der Nachkommen – 1782**

Bereits am 17. Aug. 1782 schreibt der Landgräflich Hessische Justizamtmann und Hofrat Strecker an die Stadt Groß-Gerau, daß er dem Erbprinzen und auch der Gemahlin des Erbprinzen versprochen habe, dass auf dem Platz ihres Zeltes ein Denkmal von Seiten der Stadt Groß-Gerau errichtet werde. Die Stadt habe das Denkmal zu bezahlen, und da die Stadtväter sich die Gunst des Erbprinzen erhalten wollten, stimmten sie auch zu. Hinzuweisen ist hier, das in Groß-Gerau als Bürgermeister der fürstl. Steuerkommissar Gabriel Jewand herrschte, der als hess.-darmst. Beamter hier bestimmt nicht gegen den Stachel löcken wollte, zumal er ja als eingesetzter Bürgermeister an Weisungen gebunden war.

Die Idee war, den Platz mit Pappeln zu bepflanzen, einzuzäunen und mit einem hölzernen Portal zu versehen. Der Hofrat Strecker schickte Texte, die keine Zustimmung fanden, so dass er sich in einem Brief vom 29. Aug. 1782 beklagte, dass in Groß-Gerau wegen des Denkmals nichts Gewisses verabredet worden sei. Schließlich wurde der Groß-Gerauer Pfarrer Nikolaus Idiener mit dem Text beauftragt, den wir heute nach auf der Lustsäule lesen können.

Oberstudienrat Walter Sahle hatte sich auch mit dem Lustsäulenfest befasst und meinte, dass die zwölf tägige Lustbarkeit beim ländlichen Groß-Gerau mit der leeren Staatskasse zu begründen sei. Auch hier gilt festzuhalten, dass der Obelisk Zeuge für jene fürstlichen Lustbarkeiten ist, die sich nicht mit festen Jagdschlössern, sondern sich mit luftigen Zelten verband. Sie waren an allen Höfen des 18. Jh. sehr beliebt und auch am Darmstädter Hof en vogue. Und so fanden diese Feste im Zelt unter freiem Himmel in Nieder-Beerbach, dem Melibokus, der



Knoblochsau und am Rheinufer gegenüber Oppenheim statt. In diesen kleinen Zeltstädten vergnügte man sich mit Jagen, Spielen und Tanzen. Geliebte Gemahlin, so Herr Sahle, bedeutete, dass der Adel im Absolutismus selbstverständlich eine oder mehrere Mätressen hatte, deren Kinder auch sehr oft in den Adelstand erhoben wurden. Für jedermann jedoch erkennbar am geteilten Wappenschild. So auch die geliebteste Gemahlin, die zur Zeit des Lustlagers eine ganze Reihe von Liebhabern gehabt haben soll.

Struktur wurde geschaffen. Dazu gehörten Baulichkeiten wie die Fasanerie in Dornberg (1722-26), das Jagdschloss Wolfsgarten (1723), das Jagdschloss Mönchbruch (1730-32) und der Jagdhof Wiesenthal (1725). Wichtig war auch das lineare Schneisensystem, das den Wald durchsichtiger machen und der schnelleren und bequemeren Verfolgung des Jagdgeschehens und der Wildbeobachtung nützlich sein sollte.

Lassen Sie mich einen Blick auf die

Jagdarten werden. Bestimmend für das 18. Jh. war die aus Frankreich übernommene Parforcejagd, die Landgraf Ernst Ludwig 1708 am Darmstädter Hof einführte. Anders als die bis dahin üblichen Hetzjagden galt sie nur einem Jagdtier, in Deutschland vornehmlich dem Hirsch. Ohne Einengung des Ortes ließ sie dem gehetzten Wild die Führung und ging quer durchs Gelände und machte deshalb einen erhöhten Aufwand von Jägern und Hunden notwendig. Im Grunde wurde hier eine alte Jagdform wieder aufgegriffen, wie sie schon in der Antike und während des Mittelalters vor der Existenz der Schusswaffen ausgeübt wurde, nämlich die Hetze des Hirschs zu Pferd und nur mit Hilfe einer starken Hundemeute. Die Waffe bekam auch bei der Parforcejagd erst im letzten Akt der Jagd Bedeutung, wenn das vielfach nach stundenlanger Jagd erschöpfte, von den Hunden gestellte Tier erlegt wurde.

Daneben war das sog. eingestellte Jagen gebräuchlich. Die vorher zusammengetriebenen Tiere wurden dabei auf einen eingezäunten Platz getrieben und den Jagdteilnehmern wie auf dem Präsentierteller vor die Flinten gelenkt. Schließlich war auch die besonders von Landgraf Ludwig VIII. geschätzte Pirschjagd, also die Jagd in freier Wildbahn üblich.

Nun, das war eine Seite der Medaille, denn des einen Lust war des anderen Last. Die Bauern der umliegenden Gemeinden und dies war der Großteil der Ortsbürger waren durch Hand-, Spann- und Treiberdienste am Jagdgeschehen beteiligt. Und nicht nur das: die Jagden behinderten die damals hoch übliche und angesichts fehlenden Wiesenbaus dringend notwendige Waldweide für Rindvieh und Schweine (Eichelmast). Darüber hinaus zerstörte das Wild besonders bei den Parforcejagden die Felder. Es gab viele Stimme gegen die aufwendige Parforcejagd. Auch Pfarrer prangerten von der Kanzel herab die Verwüstungen der Felder und die Leiden der Bauern an.

### **Das Gemälde von Johann Heinrich Schmidt:**

Das Lustlager bei Groß-Gerau, Öl auf Leinwand, 1782, nennt zwar das Bürgerstädtchen Groß-Gerau und auch der Obelisk führt im Text: Diese Denksäule setzt die Stadt Groß-Gerau frohlockend über die Glückseligkeit unserer Zeiten und der Nachkommen – 1782. Aber es fällt auf, dass von der Stadt Groß-Gerau und dem Leben ihrer Bürger wenig berichtet wird. Die Stadt hatte noch ihre Umwallung mit Gebäck. Der Personen – und Fahrzeugverkehr erfolgte durch das Siechentor, das Oppenheimer- und Galgentor. Die Verbindungen zu Darmstadt, Mainz und Frankfurt gingen über Galgengasse, Niedergasse und Fahrgasse. 302 Familien mit 1327 Personen wohnten in 215 Häusern, mit dazugehörenden 129 Scheunen. Die Anwesen im Burggraben geben noch heute einen Eindruck von den Hofraithen, die Wohnung für Mensch und Tier waren und oft genug einem Handwerk dienten. Die Einwohnerschaft war noch in Stände gegliedert: Geistliche und Präseptoren, obrigkeitliche Personen, Rathsverwandte, Bürger, Beisassen, Ledige, Arme, Juden und Ausmärker. Zu den Hofraithen gehörten 369 Stück Rindvieh, 706 Schweine, 178 Pferde und das nicht, gezählte Kleinvieh.

### **Lustsäule – Die Stadt und Menschen in Groß-Gerau**

Die Menschen in Groß-Gerau waren überwiegend Bauern, denn es hieß: Wenn die Gerauer auf dem Felde sind, dann ist niemand mehr in der Stadt. Trotzdem waren die Handwerker (Leineweber 10, Färber 2, Schlosser 3, Weißbinder 6, Zimmermeister 4, Glaser 2, Schneider 6, Schmiede 3, Perückenmacher 1, Maurer 4, Schuhmacher 12, Schreiner 4, Bäcker 7, Bierbrauer 1, Metzger 6, Sattler 2, Jäger 3, Seiler 1, Häfner 1) in der Lage, die Wochen- und Jahrmärkte zu beschicken und auch das Umland zu beliefern.

Gaststätten mit eigener Brau- und Brenngerechtigkeit dienten dem leiblichen Wohl von Einwohnern, Fuhrwerkern, Marktbesuchern und Gästen. Es gab die Herbergen: Zum Löwen, Zum güldenen Engel, Zur Kanne, Zum Schwarzen und Zu weißen Adler, Zum silbernen Schwan, Zum weißen Roß, Zur Traube und Zum Hirschen.

Prediger der Stadtkirche und landgräfliche Lehrer unterrichteten an der Knaben – und Mädchenschule.

Eine ältere Beschreibung von Groß-Gerau führt aus: Ist sehr reich und fruchtbar an Korn, Kraut und anderen Dingen, die die Einwohner nicht allein gebrauchen, sondern in andere Länder ausgeführt werden.

Der "Hochfürstlich Hessen-Darmstädtische Adresskalender" von 1791 stellte den Groß-Gerauern ein wohlwollendes Zeugnis aus. So heißt es u. a.: "Überhaupt sind die Einwohner nahrhafte, fleißige und ordentliche, gute, theils vermögende Unterthanen, die ihre Abgaben willig und ohne Zwang entrichten."

Man kann mit Sicherheit nachvollziehen, was es für die Groß-Gerauer, sicher unter der angeordneten Mithilfe der Cent-, Gerichts – und Kirchendörfer Wallerstädten, Klein – Gerau, Worfelden und Büttelborn, bedeutete, dieses prunkvolle höfische Fest mit seinen Vergnügungen an Jagden, Spielen und Tänzen mit den für das Repräsentationsbedürfnis erforderlichen Annehmlichkeiten aus- zustatten. Für 12 Tage waren hochwertige Lebensmittel zu beschaffen, die Tiere zu versorgen und all die Annehmlichkeiten bereit zu stellen, die die Adelsgesellschaft benötigte.

Was sieht man auf dem Gemälde des „Lustlagers“?

Auf dem Gemälde sehen wir 86 Personen, 8 Pferde und 5 Hunde, eine Prunkkutsche und zwei Versorgungswagen, 6 Herrschaftszelte, 12 Unterkünfte und ein Küchenzelt. 6 Diener sind am Küchenzelt und an den Nagen auszumachen, aber da zu einer Adelsgesellschaft mit Tanz, Spiel und Jagd, Jäger, Pferdehalter, Diener jeder Art gehörten, können wir durchaus eine ca. 400 Personen umfassende Gesellschaft annehmen, die

es zu versorgen galt.

Schauen wir uns die Kleidung an, die für den Adligen aus den kostbarsten Materialien bestand, dazu die Perücke, der Degen, die Seidenstrümpfe, Schnallenschuhe mit roten Absätzen und Stiefel aus feinstem Leder, edlem Schmuck für die Hofdamen, Uhren für die Herren- Ausstattung und kostbaren Arbeiten an Kutsche und Ausrüstung für Tiere

Laut Erkenntnissen von Franz Flach empfing Ludewig X. Deputationen der umliegenden Städte und Gemeinden, die ja als Gäste zu bewirten waren.

Bei allen Beschreibungen vom "Lustlager bei Groß-Gerau" niemand der Mühe unterzogen, was diese 12 Tage Hof- und Lustlager mit glanzvollem Prunk für das Städtchen Groß-Gerau und seine Bewohner zu bedeuten hatte. 12 Tage im August, dem heißesten und trockensten Monat des Jahres. Die Zelte auf freiem Feld unter glühender Sonne. Ohne Wasser kein Leben, wo kam es her? Wir befinden uns in der Abteilung 22 und der Woogdammweg zeigt Grenzen eines ehemaligen Fischteiches, der kurz während des 30jährigen Kriegs hier bestand. Infolge Wassermangels verschwand der Teich, aber für die Jagd wurde eine Wildtränke bis in die Abteilung 21 geführt. War diese Möglichkeit nicht gegeben - sauberes Trinkwasser heranzuschaffen - dann mussten wohl die Gerauer Fässer im Wagentransport beikarren.

Wer beschaffte immer die frischen Lebensmittel? Bei der Hitze verdarb alles schnell, so daß wohl täglich geschlachtet und geerntet werden musste. Auch dieser Transport war zu organisieren, worauf die beiden Transportwagen hindeuten, und bei denen wir evtl. den einzigen Gerauer zu erkennen haben.

Wer wusch, reinigte und bügelte die Kleidung? Wer war tätig im Küchenzelt? Holte Holz, spaltete es und unterhielt die Feuerung, wie wir auch unter dem Kuchendach sehen können? Wer versorgte die Pferde und half als Treiber bei der Jagd? Wer hob die Latrinen bzw. die Donnerbalken' aus und schüttete sie wegen des Gestanks und der Fliegen wieder zu?

Alles Fragen, auf die es keine Antworten gibt, aber wir können uns denken, wer die dienstbaren Geister waren! Es waren die Gemeinleute von Groß-Gerau und aus den zugehörigen Centgemeinden.

Zur Person des Erbprinzen meinte Museumsleiter **Jürgen Volkmann**:

Zur Person Ludwigs: Er wurde 1753 in Prenzlau geboren. Seine Geburt wurde in Darmstadt - wie es heißt - freudig begrüßt, denn man hatte lange auf den Thronfolger warten müssen. Beim unaufhörlichen Vivat-Rufen wurden Unmengen von Gläsern an die Wirtshauswände geworfen, sodass die Wirtsleute nach den Festtagen eiligst Ersatz aus Frankfurt beschaffen mussten. 1765 kam er nach Darmstadt, wo seine Mutter, Caroline, ihre Erziehungsmühen nicht nur auf die Ausbildung seiner Physis und seines Intellectes richtete, sondern auch die charakterliche Entwicklung ins Auge fasste: "**Ich will nicht, daß ein Kind von mir sich einbildet, es sei mehr wert als andere Menschen**", schrieb sie einmal in einem Brief. Eine positive Meinung hatte im übrigen Goethe vom Erbprinzen, der ihn in seiner Weimarer Zeit bei Herzog Carl August kennen gelernt hatte: "**Dein Erbprinz kommt bald zu euch, den empfehl ich Dir sehr, er ist eine große, feste, treue Natur, mit einer ungeheuren Imagination und einer großen tüchtigen Existenz**", schrieb er an seinen Freund den Kriegsrat Merck am Darmstädter Hof.

Dazu muss erwähnt werden, dass er in Leiden studierte, sich bei Reisen nach England, Frankreich und Russland Einsichten holte, die ihn politisch zur Entwicklung einer Verfassung führten, die zur konstitutionellen Monarchie überleitete. Weitblickend und geduldig wurden einheitliche Reformen angegangen, die als Grundlage eine landeseinheitliche Statistik hatten.

## Groß-Gerau (Dornberg)

### Das Dornberger Schloss – Recycling seit der Antike

Text in Anlehnung an die Ausführungen und Informationen von Lebrecht Viebahn



Am südlichen Ausgang Groß-Geraus finden sich an der B44 gegenüber der Fasanerie die Reste des Dornberger Schlosses. Die meisten von der Straße aus sichtbaren Gebäude sind neuzeitlichen Ursprungs, und die wenigen erhaltenen mittelalterlichen Teile lassen nicht unbedingt erahnen, dass hier einmal eine ausgedehnte Buranlage stand.

Der Ursprung der Dornburg, wie sie früher hieß, ist nicht bekannt. Im 12. Jahrhundert wird sie als Sitz der Herren von Dornberg geschichtlich fassbar. Bei archäologischen Grabungen um die Jahrhundertwende entdeckte man nicht nur die Reste eines massiven Wohnturms aus dem 15. Jahrhundert, sondern auch Mauerwerk aus römischer Zeit. Erstaunlich war dies keineswegs, denn nur wenige Meter entfernt liegen die Reste eines römischen Kastells in der Erde. Dass die exponierte Lage der

Dornburg auf einem kleinen Hügel, der von einem alten Flussbett eines wichtigen Altgewässers umgeben ist, den Menschen in früheren Zeiten vorteilhaft erschien, liegt auf der Hand. Die Grabungsergebnisse lassen den Schluss zu, dass der Hügel bereits von den Römern bebaut war und dass die Dornburg – ehemals vielleicht als Turmburg bezeichnet - auch im Frühmittelalter existierte.

Die Herren von Dornberg jedenfalls starben 1256 im Mannesstamm aus, und die Buranlage kam an die Grafen von Katzenelnbogen. Sie wurde als Residenz ihrer Obergrafschaft entsprechend erweitert und ausgestattet und nun auch als Schloss bezeichnet.

Auch das Geschlecht der Katzenelnbogener starb aus, und die Anlage kam in den Besitz der Landgrafen von Hessen. Das Schloss Dornberg diente von nun an nur noch bei gelegentlichen Jagdaufenthalten den Grafen als Unterkunft.

Im Zusammenhang mit den Kriegen gegen Ludwig XIV. von Frankreich wurde das Schloss Dornberg am 14. Februar 1689 durch Truppen des Generals Melac völlig zerstört. Die Ruine wurde häufig als willkommenes Steinbruch benutzt, denn Mauersteine waren im Ried knapp. Man musste sie entweder aufwendig aus Ton und Lehm brennen oder aus dem Odenwald bzw. von der anderen Rheinseite herbeischaffen.



So wurde auch, als man 1722 die Fasanerie für die landgräfliche Jagd einrichtete, die sie umgebende Mauer mit den verbliebenen Steinen aus der Ruine des Schlosses Dornberg gebaut. Wir können daher noch heute unschwer an ihr ablesen, dass selbst Baumaterial aus der Römerzeit an ihrer Verwendung fand.

Die umfangreichen Ausgrabungen der letzten Jahre im ehemaligen Kastellgelände und im angrenzenden Wohnviertel, dem vicus, haben gezeigt, dass Groß-Gerau zu römischer Zeit ein bedeutender befestigter Platz gewesen sein muss. Als die Römer unter Kaiser Vespasian (69-79 n. Chr.) begannen, das Land auf der rechten Rheinseite zu erschließen, bildete das Gerauer Kastell, von dem man bis heute nicht weiß, wie es damals hieß, eine Station an der Straßenverbindung vom Untermain durch die oberrheinische Tiefebene, über den Schwarzwald zur Donau. Das Kastell war ca. 1,8 ha groß und bot Platz für etwa 500 Legionäre. Die zugehörige Zivilsiedlung und ein ausgedehntes Gräberfeld belegen, dass es sich um eine bedeutende Ansiedlung gehandelt haben muss.

Oberirdisch ist von den Überresten aus römischer Zeit nichts mehr zu sehen, aber das immer wieder neu verwendete Baumaterial macht die knapp 2000 Jahre, die inzwischen verfließen sind, im wahrsten Sinne des Wortes begreifbar.

Gernsheim

## Maria Einsiedel

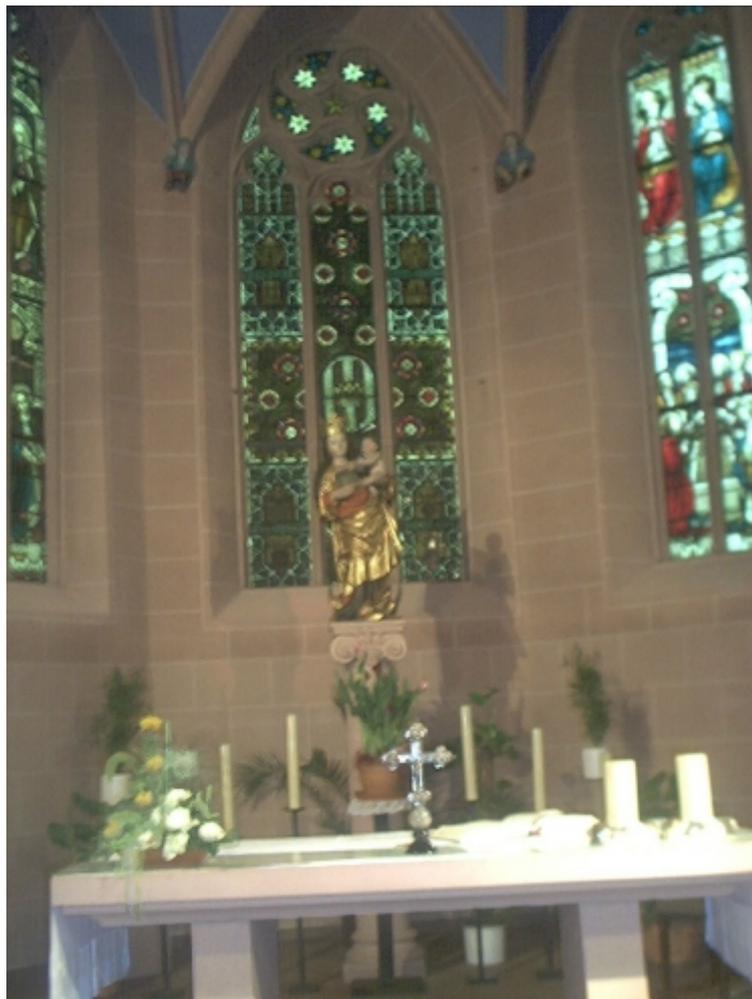
Text in Anlehnung an Ausführungen und Informationen von Elke Hoffmann



Bereits am 27.06.828 wird eine Kapelle an dieser Stelle erstmals erwähnt. Sie liegt in einem Ort namens "Geroldshusa", einer frühen Siedlung, die heute nicht mehr existiert. Wohl zunehmend in wirtschaftliche Schwierigkeiten gekommen, erhält 1493 einen päpstlichen Ablassbrief, der ihr neue Einnahmen sichern sollte und die Wallfahrtstradition begründete.

Diese erhielt mit dem Einzug der „Böhmischen Madonna“, die früher feierlich zur Wallfahrt von Gernsheim nach Maria-Einsiedel getragen wurde, zusätzlichen Aufschwung. Und diese „Böhmische Madonna“ ist es auch, die nach dem Kriege Anlaß für die Wallfahrt der Heimatvertriebenen nach Maria-Einsiedel gab, da sie für die Sudetendeutschen den Bezug zu ihrer alten Heimat herstellt. So gibt es eine direkte Verknüpfung zwischen der vor langer Zeit nach Gernsheim gekommenen Marienstatue und den Menschen die nach dem Kriege ihre Heimat verlassen mußten

und hier im Kreis Groß-Gerau eine neue gefunden haben und wesentlich zum wirtschaftlichen Erfolg des Kreises nach dem Kriege beigetragen haben. Für Gerold Reichenbach gibt es einen doppelten persönlichen Bezug zu Maria Einsiedel: Zum einen ist sein Vorname, der in „Geroldshusa“ enthalten ist, was nicht anderes heißt wie „Häuser des Gerold“. Zum anderen sind seine Eltern selbst Heimatvertriebene aus dem Sudetenland, und er kennt die Wallfahrten aus seiner Kindheit.



Die Böhmische Madonna

## Der Ort der alten ‚Gustav(u)sburg‘ zwischen Ginsheim und Kostheim und Mainz auf der ursprünglichen ‚Mainspitze‘

E. E. Metzner/Redaktion: J. Monzheimer



Der Treffpunkt während der History-Tour 2002, um den es hier geht, lag in der heutigen Gemeinde Ginsheim-Gustavsburg westlich der Straßenbrückenauffahrt nach Kostheim nahe der heute nur aus der Luft noch gut erkennbaren Reste der Befestigungswälle und Gräben der sternförmigen Festungsstadt, die König Gustav II. Adolf von Schweden im 30-jährigen Krieg von Anfang 1632 an kurz vor seinem Tod in der Schlacht bei Lützen erbauen ließ, im Angesicht der gerade eroberten katholischen Erzbischofsstadt Mainz jenseits des Rheins, wohin der Zugang von Osten vom protestantischen Hessen-Darmstadt aus durch die neue Festung gesichert werden sollte.

Der heutige Ortsteil ‚Gustavsburg‘ von Ginsheim-Gustavsburg ist aber erst Ende des 19. Jh.s auf ehemals nicht hessischem, mainzisch-kostheimischen Gebiet, das durch die Grenzveränderungen Ende des so genannten ‚Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation‘ 1806 (durch die Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II) im 19. Jh. schließlich an Hessen-Darmstadt bzw. zur Gemeinde Ginsheim gekommen war, südlich der heutigen Mainmündung an der Straße von Darmstadt nach dem nunmehr ebenfalls hessischen Mainz über Kostheim und an der neuen Eisenbahnlinie von 1862 vor der Brücke nach ‚Mainz-Weisenau‘ entstanden, und er ist im Rückgriff auf die nach Gustav Adolfs Tod 1632 nach ihm benannte, inzwischen längst aufgegebene schwedische Festungsstadt neu benannt worden. Im Verlauf der Industrialisierung nach 1860 und der sich ansiedelnden Industrie (MAN, etc.) entstanden im Umfeld dann auch des Darmstädter Jugendstils eindrucksvolle moderne öffentliche und private Bauten, die bis heute dem langgestreckten Ort an der Durchgangsstraße ein einnehmendes Gepräge geben. 1930 erfolgte zusammen mit Ginsheim und Bischofsheim die Eingemeindung nach Mainz, die nach 1945 im Gefolge der Zonengrenzziehung, die die heutige Landesgrenze zur Folge hatte, wieder rückgängig gemacht wurde; inzwischen ist Ginsheim-Gustavsburg wie Bischofsheim längst wieder ein Teil des hessischen Kreises Groß-Gerau, dem es geographisch und geschichtlich auch zugehört, als Teil der ‚Mainspitze‘ (s.u.). Volkstümlich hieß das Gelände und heißt der Ort bis heute einfach ‚die Burg/Borsch‘.



Die Namenwahl für das neue ‚Gustavsburg‘ ist ein Zeichen, mit welchem positiven Nachruhm der Schwedenkönig, als Schutzherr der im 30-jährigen Krieg vom katholischen habsburgischen Kaiser und seinen Alliierten bedrängten Protestanten, langhin in den protestantischen Teilen Deutschlands und so auch im protestantisch dominierten deutschen Kaiserreich von 1870/71 und dem protestantisch geprägten Hessen-Darmstadt bedacht worden ist; der 1832, also 200 Jahre nach Gustav II. Adolfs Tod, gegründete Gustav-Adolf-Verein bzw. das Gustav-Adolf-Werk ist ein Hinweis auf diese positive Geltung bis heute.

Doch nun zu Gustav Adolf selbst und seiner Rolle in Gustavsburg:

Nachdem Gustav Adolf am 17.12.1631 bei Erfelden der überraschende Übergang über den damals dort verlaufenden Rheinstrom gelungen war (worauf die zeitgenössische Schwedensäule bei Erfelden verweist) und nachdem das erzbischöfliche Mainz erobert worden war, wollte er nicht länger auf die hessisch-darmstädtische Festung Rüsselsheim als Schutz des Weges über den Rhein angewiesen sein und ließ auf erobertem kurmainzischen Boden eben eine neue Festung, als Stadt, errichten, die dann ‚Gustav(u)sburg‘ genannt wurde. H.-D. Müller (in: Der schwedische Staat in Mainz 1631-1636, bis Mainz 1976, S. 161-63) dem hier kürzend gefolgt

wird, beschreib die Sachlage so:



*Die Gustavsburg von der Höhe des Albansbergs her gesehen von Mathäus Merian 1633 (im Vordergrund die Mainzer Kartause).*

„Der durch das flache Gelände ermöglichte Bau einer symmetrisch sternförmigen Anlage mit sechs Bastionen und einem Innenraum mit Platz für bis zu 600 Häuser war ein auch in der zeitgenössischen Literatur beachtetes Muster der Kriegsbaukunst, der Festung Naarden in den Niederlanden ähnlich, die 1572 von den Spaniern zerstört worden war... Wie auch bei den anderen Befestigungen im Stadtbereich wurde darauf geachtet, einen möglichst großen Raum zu umwehren, um beträchtliche Truppenmassen lagern zu können, da eine Kasematierung wegen des Grundwassers nicht möglich war. Auch auf die traditionelle festen Türme verzichteten die Schweden, da die militärische Situation 1632 nur die notwendigsten Bauten zuließ: Anfang 1633 waren die Arbeiten zwar so weit gediehen, daß Truppen aufgenommen werden konnte, das einsetzende Hochwasser machte aber die Höhung der Werke durch das weitere Ausschachten der Gräben erforderlich... So konnte erst im Herbst 1633 eine Garnison einrücken. In Erinnerung an den verstorbenen Initiator und dessen Gemahlin nannte Oxenstierna (der Kanzler) die Festung ‚Gustavsburg‘, die sechs Bastionen Gustavus-Adolfus-Rex-Maria-Eleonora-Regina. Rüsselsheim, dadurch zur östlichen Flankendeckung überflüssig geworden, wurde dem Landgrafen zurückgegeben. Ein öffentlich angeschlagener Schutz- und Freibrief sollte durch das Versprechen der Konfessionsfreiheit, Zuweisung von Wirtschaftsland, Hilfe beim Hausbau und Kontributions- und Steuerfreiheit auf 20 Jahre Siedler anlocken... Wie viele dem Aufruf folgten, ist nicht festzustellen... Beim Abzug Bernhards von Weimar im September 1635 wurde die Festung nach dem Abtransport der Geschütze und der Verbrennung der Tore aufgegeben. Sofort rückte der kurmainzische Oberst Waldecker mit seinem Regiment ein... Die Gustavsburg war durch eine Brücke über den Main mit Kostheim und Kastel verbunden, diese wiederum durch eine Rheinbrücke mit der Stadt Mainz, so daß eine schnelle Verbindung innerhalb des Befestigungssystems gegeben war...“

Vor Gustav Adolfs Tod war der Namen ‚Pfaffenraub‘, wie auch auf dem ersten Merianstich von Gustavsburg steht, vorgesehen – eine Spiegelung der religiös aufgeheizten Stimmung der Zeit. Interessant aber auch, daß König Gustav II. Adolf die Festung nicht nach sich selbst benannt wissen wollte – er stellt sich damit außerhalb der Reihe der antiken und modernen Autokraten, die zu ihren eigenen Lebzeiten möglichst wichtige Städte nach sich selbst benannten (Alexander, Konstantin; Stalin) oder zumindest Straßen und Plätze nach sich benennen ließen (Hitler, Göring, etc.). Erst nach Gustav Adolfs Tod erhielt die unter ihm begonnene Festung den Namen ‚Gustav(u)sburg‘, zu seinen Ehren benannt.

Während der Bauarbeiten traten römische Mauerreste und Bildsteine zutage, die mit der Schauseite nach außen am Eingangstor eingemauert wurden (vgl. M. Welke, Vor- und Frühgeschichte der Main Spitze, 1963, S. 24). Die Steine sind heute weitgehend verloren;

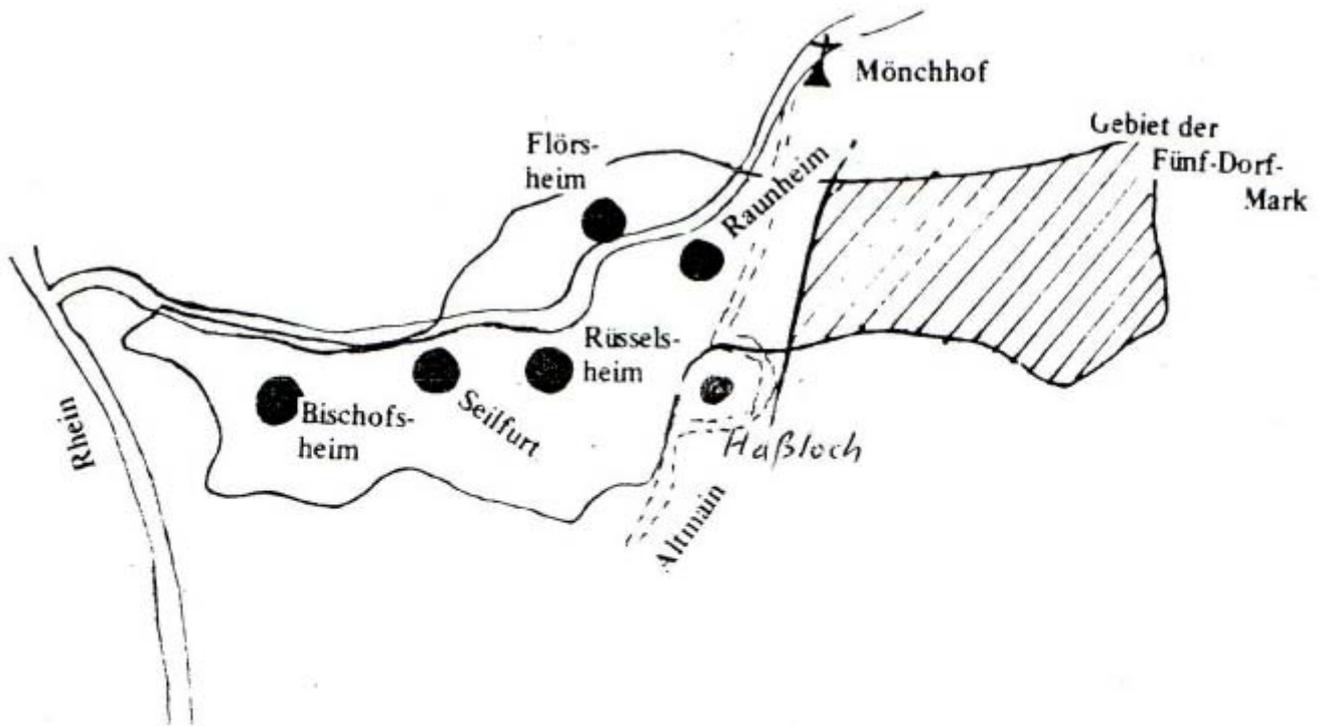


nur das Reitergrabmal des Togitio, eines Kelten in römischen Diensten, ist noch erhalten, eine Kopie im Gustavsburger Rathaus aufgestellt.

Ist so auf der Main Spitze mit einer schon römerzeitlichen Befestigung zu rechnen, als ferner Vorgänger der Gustavsburg gewissermaßen, so ist bisher übersehen worden, daß auch im Hochmittelalter in diesem Bereich (schon) eine Befestigung, als Fortsetzung möglicherweise eines römischen Steinbaus, gestanden haben dürfte, zumindest aber eine dörfliche Siedlung.

Nicht recht beachtet wurden in der Vergangenheit jedenfalls die Hinweise auf ein mittelalterliches Dorf namens ‚Main(e)sgemünd(en)‘, auf das die Grenzbeschreibung des königlichen Wildbanns Dreieich 1338 und ein Bischofsheimer Güterverzeichnis von 1280-1298/1300 verweisen (s. etwa G. Mangold, Bischofsheim, Ein geschichtliches Heimatbuch, Mainz 1929, S. 13f. und Südhessisches Flurnamenbuch, hrsg. von H. Ramge, Darmstadt 2002, unter ‚Mainesgemüden‘, S. 663). In Bischofsheim ist das Dorf in dem Namen ‚monsgemündere weg(e)‘ genannt; ähnlich verwiesen der ‚buwenshemere wec‘ und der ‚costhemer weg(e)‘ auf Bauschheim und Kostheim.

In demselben Bereich dürfte sich aber auch ein Königshof ‚Ecstein‘ an der Mainmündung befunden haben, der, zum Fiskus Trebur gehörig, in salischer Zeit zu 1119 als Ort ganz in der Nähe einer für Versammlungen geeigneten (und schon vorher so genutzten?) Rheininsel (Bleiau?) genannt wird, wo ein Reichstag gehalten werden sollte, der ursprünglich auf Druck der Fürsten für Trebur selbst angesagt war, wohin aber der Kaiser nach 1077 (dem Jahr des in Trebur erzwungenen Gangs nach Canossa) nicht mehr gehen wollte: Der Name ‚Ec-stein‘ mag auf eine römische Steinbefestigung hinweisen, die auf dem ‚Main-Eck‘, d.h. auf der später sog. ‚Main Spitze‘, an der Mainmündung gelegen war und dann, deutsch benannt, im Mittelalter weiter benutzt und ausgebaut wurde; man vergleiche den Namen ‚Lahneck‘ südlich der Lahnmündung und das ‚Deutsche Eck‘ südlich der Moselmündung sowie die Römerfestung ‚Stein‘ am Rhein an der Weschnitzmündung (oder das alte römerzeitliche ‚Stein‘ an der Schwarzbachmündung, das im Namen ‚Astheim‘ (aus ‚A-stein‘) verborgen ist, wie die Namenforschung vorausgesagt hat (s. mit anderer Auffassung zu ‚Ecstein‘, das mit Kostheim identisch sein soll, M. Gockel, Die Bedeutung Treburs als Pfalzort, in: Deutsche Königspfalzen, 3. Bd., Göttingen 1979, S. 101f.).



Die schematische Darstellung verdeutlicht den räumlichen Zusammenhang der Gemarkungen der sog. 'fünf Dörfer' Bischofsheim, Seilfurt (+), Rüsselsheim, Raunheim und Flörsheim mit ihrem mittelalterlichen Gemeinschaftswald östlich der Stockstraße, der sog. 'Fünfdorfmark'. Der später aufgeteilte Gemeinschaftswald muß an die 'fünf Dörfer' gelangt sein, als diese noch eine Art Einheit bildeten. Bischofsheim also noch nicht an den Bischof von Mainz gelangt war: Der Beweis, daß das Dorf Bischofsheim vor dem Namen 'Bischofsheim' einen anderen trug.

Der interessante Name ‚Mainspitze‘ geht jedenfalls von der Insel bzw. Landspitze aus, die durch den Rhein und den heutigen Hauptstrom des Mains bei der Mündung in den Rhein südlich des Mains gebildet wurde bzw. wird – er umfaßt heute, im weiteren Sinne, als Landschaftsname des Volksmundes, das als zusammengehörig empfundene Gebiet im Nordwesten des Kreises Groß-Gerau um die Stadt Rüsselsheim als Hauptort, wo auch seit 1872 die ‚Main-Spitze‘ erscheint (!); noch vor dem Ende des Heiligen Römischen Reichs war es weitgehend unter Hessen-Darmstadt vereinigt und protestantisch geworden, nachdem schon im Frühmittelalter ein etwas anders begrenztes, kleineres Gebiet um Rüsselsheim (einschließlich Bischofsheims, aber auch des heute abgetrennten Flörsheims jenseits des Mains) als ‚Fünf-Dorf-Mark‘ einmal zusammengehört hatte. Nach dem politischen Zerfall dieser Einheit ging ihr Name verloren, und erst nach der neuen politischen Zusammenfassung der Südmaingemeinden bis an die Mainmündung als Teil Hessen-Darmstadts und des Kreises Groß-Gerau konnte sich das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Benennung wieder durchsetzen, indem wohl auch eine ferne Erinnerung daran weiterbestand, daß das gesamte Gebiet der heutigen ‚Mainspitze‘ zwischen Raunheim und Ginsheim-Gustavsburg einst von Mainarmen durchflossen und umflossen war.

So mündete der südlichste, einstmals wohl sogar wichtigste Mainarm früher bei Ginsheim in den Rhein, nachdem vorher der/die Schwarzbach, die alte „Geraha“, in diesen Main geflossen war: Die alten, bisher nicht gedeuteten, seltsam voneinander abweichenden Namenformen von ‚Ginsheim‘, die keineswegs, wie man gesagt hat, auf einen Namen \*Ginno‘ verweisen, sind abzuleiten von einem vorauszusetzenden sinnvollen \*Ginn-moines-heim‘, d.h.: ‚Heim des (d.h.: am) Ginn-Main‘, wobei ‚Ginn‘ im Sinne von ‚Oberer‘ zu verstehen ist und mit ‚Ginn-moin‘ der damals noch existente südlichere Mainlauf gemeint war. In der bald nicht mehr verständlichen Zusammensetzung im Erstglied des Namens wurde auf verschiedene Weise gekürzt und die Aussprache vereinfacht, so daß zunächst als zweite Silbe ein –e- und als konsonantische Brücke zwischen erster und zweiter Silbe entweder ein –mm- oder ein –nn- herauskam; schließlich haben sich die Formen mit –nn- durchgesetzt und bis hin zum heutigen ‚Gin(n)s-heim‘ weiter verkürzt.

## Kelsterbach

### „ Die Wolfenburg “

#### Altes Renaissance–Schloß zu Kelsterbach

#### Text in Anlehnung an den Vortrag von Professor Bernhard Wiegand



Die Stadt Kelsterbach liegt auf uraltem Kulturboden, was Funde aus der Stein -, Bronze - Eisen - und der Römerzeit belegen. Die frühesten Funde von hier lebenden Menschen datieren bis auf die Altsteinzeit zurück.

In Güterlisten und Schenkungsurkunden des Klosters Lorsch an der Bergstraße ist „Gelsterbach“ erstmals gegen 830 n. Chr. urkundlich erwähnt. Neuere Forschungen datieren so das Alter von Kelsterbach auf 1230 bis 1235 Jahre.

Im Jahr 1418 kommt Kelsterbach durch Erbschaft an die Grafen von Ysenburg. Nachdem Graf Anton I von Ysenburg-Ronneburg im Jahr 1560 stirbt, wird sein Anteil an der Gesamtgrafschaft unter seine Söhne Georg, Wolfgang und Heinrich als gleichberechtigte Erben aufgeteilt.

Die Regierung über das Amt Langen und damit über Kelsterbach tritt der im Jahr 1533 geborene Graf Wolfgang von Ysenburg-Büdingen an.

Graf Wolfgang von Ysenburg–Büdingen hatte seine Erziehung am Hof zu Dillenburg zusammen mit dem dortigen jungen Grafen Wilhelm zu Nassau–Dillenburg, dem späteren ersten Statthalter der befreiten Niederlande, erhalten.

Beide junge Grafen kamen an den Hof nach Brüssel. Dort trat Graf Wolfgang in das spanische Heer ein und kämpfte unter dem Herzog Alba gegen die Franzosen.

Durch den Tod seines Vaters wurde diese militärische Laufbahn abgerissen und er sah sich gezwungen, in seine Heimat zurückzukehren, um dort sein Erbe anzutreten.

Die langen Aufenthalte und Lehrjahre, insbesondere die Zeit in der unter den Habsburgern niederländischen Hauptstadt Brüssel, mit all dem Glanz, dem Flair und der Eleganz dieser Metropole, brachten es mit sich, dass der weltmännisch geschulte Graf Wolfgang seine Schlösser nicht mehr seinen Ansprüchen entsprechend ansah. Die Erbauung eines neuen Residenzschlosses sah Graf Wolfgang deshalb für sein Ansehen als eminent wichtig und vordringlich an.

#### 1.) Der Bau des Schlosses zu Kelsterbach

Als Bauplatz für sein neues Renaissance–Schloß wählte Graf Wolfgang zunächst die heutige Koberstadt , eine bewaldete Anhöhe bei Langen, aus, das sich schon vorher als Amtssitz seines Herrschaftsbereiches bewährt hatte.

Durch den Mainfluss bot sich Kelsterbach aber als der verkehrstechnisch günstigere Standort an und Graf Wolfgang entschied sich schließlich für diese Variante und erbaute seine Residenz an der unteren, anmutigen Mainschleife, „bey seinem Dorfe Kelsterbach.“ Baubeginn für das prachtvolle Renaissance-Schloß war im Jahr 1566. Der Bau konnte aber letztlich nicht vor 1587 beendet werden, die Bauzeit betrug also volle 21 Jahre. Als das Schloß schließlich unter den Namen seines Erbauers als die „Wolfenburg“ eingeweiht wurde, hatte Graf Wolfgang schon sein 54stes Lebensjahr vollendet.

In seiner 1617 veröffentlichten „Chronika Hessae“ schreibt der Baumeister, Kartograph und Kupferstecher Wilhelm Dillich über den Kelsterbacher Prachtbau:

„Uner Franckfurt liegt am Mayn an eine eck der dreyeichen das schöne und lustige hauß Kelsterbach, so vom Grafen zu Ysenburg rbawet worden !“

#### 2.) Schlossgröße, Schlossareal, Komposition der Gebäude

Der Hauptbau des Schlosses hat die Abmessungen von 75 m Länge und 15 m Breite. Die dominante Längsseite des Baues ist parallel zum Mainfluss gestaltet. In der Mitte des Hauptgebäudes befand sich ein viereckiger Turm über dem Dach. Rechts und links der Hauptseitenenden waren Rundtürme angeordnet. Das ganze Anwesen hatte eine Ausdehnung von rund 400 Meter mal 300 Meter, also 120.000 qm oder 12 ha. Die Wolfenburg war von einem Wassergraben mit einer Breite von ca. 18 m umringt. Der Eingang zur Burg erfolgte über eine Zugbrücke.

#### 4.) Baustil, Baumeister, Baudurchführung ( 1566-1587), Baukosten

Das Kelsterbacher Schloß war, wie schon erwähnt, ein Renaissance–Schloß. Die Renaissance – die Wiedergeburt der Antike– zog in Lebens- und Geistesbereiche als Kulturwende beim Übergang vom Mittelalter in

die Neuzeit ein. Dieses neue Lebens- und Weltgefühl der Renaissance fand aus Italien kommend auch Einzug in die Baukunst.

Die Renaissance sah ihr Hauptanliegen im Bau repräsentativer Paläste, die den Wohlstand, das Ansehen, das Machtgefühl und den Stolz des Bauherren zum Ausdruck brachten.

Bei solchen Palastarchitekturen war es üblich, dass beim Gesamtbauwerk vier Baukörper regelmäßig um einen zentralen Hof, sozusagen im Blocksystem, angelegt wurden. Weitere Merkmale des Renaissance-Baustils waren nach dem Zentralhof sich öffnende Räume sowie repräsentative Fassaden und Arkaden. Von diesem Baustil war auch die Architektur des Kelsterbacher Schlosses geprägt.

Die ersten Verträge über die Schlossbauarbeiten datieren aus dem Jahre 1566. Dies war das Jahr des Baubeginns. Die älteste gefundene Gedinge-Abrechnung für Zimmerarbeiten stammt aus diesem Jahr.

Mit der Ausführung des Steinwerks wurde der Steinmetzmeister Georg Münster aus Durlach (Baden) ebenfalls 1566 beauftragt. 1568 erhielt Münster dann ein neues Gedinge, das ihn auch als Werkmeister verpflichtete. Er sollte die gesamten Maurerarbeiten am Haupttrakt ausführen, inklusive den beidseitigen Rundtürmen mit vierfachen Gewölben und Wendeltreppen. Georg Münster war auch für die Beschaffung des Werksteins zuständig. 1571 finden wir ihn in Büdingen, um von dortigen Steinbrüchen Steintransporte mit dem Karren bis nach Kesselstadt am Main und dann weiter auf dem Schiff zu organisieren.

Für die Wolfenburg wurden Frondienste von allen Dörfern im Herrschaftsbereich Graf Wolfgangs angeordnet, insbesondere von den Gemeinden Ginsheim, Egelsbach, Langen, Nauheim und Mörfelden.

Der damals berühmte Baumeister Georg Robin, welcher nachweislich an über 70 Schlossbauten allein in Deutschland mitgewirkt hat, war auch an der Wolfenburg beteiligt. Der Beweis für seine Mitarbeit geht zum Beispiel aus einer Holzrechnung über 379 Reichstaler und einer Präsentrechnung über 11 ½ Gulden aus dem Jahr 1575 hervor. Es lässt sich aus den Quellen ermesen, dass Georg Robin die Arbeiten in Kelsterbach meistens nicht persönlich leitete, sondern für Beratung und Beschaffung von 1575 bis 1577 zuständig war.

Das Schloss zu Weikersheim, erbaut 1595–1605, wurde ebenfalls unter Mitwirkung des flämischen Baumeisters Robin erbaut. Die prächtige Renaissancefassade soll große Ähnlichkeit mit dem Kelsterbacher Schloss gehabt haben.

Ab dem Jahr 1576 lagen die Arbeiten am steinernen Bau bis zu seiner Vollendung insbesondere in den Händen des welschen Maurers Jacob Stoppiano von Grossoto Boldolino. Als Werkmeister hatte Stoppiano auch die Oberaufsicht bei der Herstellung des Wassergrabens und des Walls durch die Gebrüder Erkeln (1582).

Wenn man als Quellen den Gedingzetteln folgt, wurden Arbeiten bis 1587 durchgeführt. Aus den alten Lohnlisten lässt sich erkennen, dass ein ganzes Heer von Arbeitern aus allen Teilen Deutschlands am Bau der Wolfenburg beteiligt war.

Die gesamten Baukosten, soweit diese nachweisbar sind, beliefen sich für die Wolfenburg auf stolze 146.983 Gulden.

Graf Wolfgang machte nicht nur die Wolfenburg zu seiner Residenz, sondern verlegte auch den Amtssitz des bisherigen Amtes Langen nach Kelsterbach.

Dieser Amtssitz kam zwar ca. 1760 nach Mörfelden, doch blieb die Bezeichnung Amt bzw. Oberamt bis zum Jahr 1821 für Kelsterbach bestehen. Danach gehörte Kelsterbach zum Landratsamtsbezirk Langen.

##### 5.) Glaubensfragen, unmittelbare Nachfolger

Durch die 1517 mit dem Thesenanschlag Martin Luthers an der Schlosskirche zu Wittenberg eingeleitete Reformation der Kirche kam Bewegung in die Glaubensfragen aller Länder.

In der damaligen Zeit war es üblich, dass die Untertanen den religiösen Glauben annahmen, den der Landesfürst praktizierte und für richtig erachtete. Daher ist zu erklären, dass Graf Wolfgang, der in Dillenburg den reformierten Glauben angenommen hatte, in seiner Grafschaft die lutherischen Geistlichen durch reformierte ersetzte. Er führte in Kelsterbach das reformierte Bekenntnis ein, gründete die erste Volksschule am Ort und ein erster Lehrer erhielt seine Anstellung.

Graf Wolfgang bemühte sich doch stets um einen Ausgleich zwischen den Konfessionen. Er wünschte sich Einigkeit, um einer drohenden Gefahr durch die anrückende türkische Armee begegnen zu können. Das geht zum Beispiel aus einem Schreiben des Jahres 1595 an seinen Bruder Graf Heinrich und seinen Vetter Graf Wolfgang Ernst hervor.

Als im Jahr 1598 Graf Wolfgang kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Heinrich, der ein eifriger Lutheraner war und nun in zeitgemäßer Weise gegen die Reformierten vorging.

Da Graf Heinrich ebenfalls kinderlos war und sein rechtmäßiger Erbe, Graf Wolfgang Ernst von der Birsteiner

Linie, Calvinist war, verkaufte er die zum Amt Kelsterbach gehörigen Dörfer Langen und Mörfelden für 24.000 Gulden an den lutherischen Landgrafen Ludwig V. von Hessen–Darmstadt. Auch die Amtsdörfer Kelsterbach mit Wolfenburg, Egelsbach, Nauheim und Ginsheim wurden schließlich von Graf Heinrich an den Landgrafen Ludwig V von Hessen–Darmstadt für 356.177 Gulden verkauft.

## 6.) Zerstörung und Zerfall der Wolfenburg

Im Dreißigjährigen Krieg von 1618 bis 1648 blieb die Wolfenburg vorerst für lange Zeit verschont. Auch ein Besuch des Landgrafen Georg II von Hessen–Darmstadt mit großem Gefolge 1632 in der Wolfenburg belegt, dass die Wolfenburg zu diesem Zeitpunkt noch bewohnbar gewesen sein muss. Die guten Beziehungen des Landgrafen Georg II zum katholischen Kaiser von Österreich machten sich zunächst zum Wohl der Burg bemerkbar.

Der Schwedenkönig Gustav Adolf einerseits als auch der Österreichische Kaiser Ferdinand andererseits stellten 1631 bzw 1634 für den Landgrafen Georg II so genannte Schutzbriefe aus, die vor jedweder Unbill an Land und Leuten schützen sollten. Dieser Schutz bestand aber nur bis zum Herbst des Jahres 1634: als die bei Nördlingen geschlagene schwedische Armee auf ihrem Rückzug am Mainufer lagerte, bedeutete dies für die Burg das Verhängnis, denn die Soldaten richteten ungeheuren Schaden an.

Erst 1636 erstattet ein nach Kelsterbach geschickter Baumeister einen Bericht über die an der Wolfenburg festgestellten Schäden. Er kommt auf Wiederherstellungskosten von 1548 Gulden. Da zu dieser Zeit aber kein Geld zur Verfügung steht, wird nur das Aller notwendigste repariert.

Doch im Jahr 1639 fielen schlimmere Horden als die Schweden über die Burg her und zerstörten und plünderten in unbeschreiblicher Weise das ganze Schloss. Über das von diesem Mob angerichtete Unheil berichtet Johann Christoph Engel aus Rüsselsheim, der wohl die Geschäfte des Amtes Kelsterbach mit versah, an den in seiner Festung Gießen wohnenden Landgrafen.

Aus seinem Bericht geht hervor, dass „ Piccolominische und Bayerische Marodeure “ das Kelsterbacher Schloss in unbeschreiblicher Weise zerstört hatten.

Der Bericht enthält auch eine große Tat des Kelsterbacher Schultheißen, welcher mit Hilfe von weiteren Bürgern ins Schloss geeilt war um das im Schloss gelegte Feuer zu löschen. Bei den Löscharbeiten wurde er vom kurmainischen Schultheiß von Höchst wertvoll unterstützt.

Nach dem 30-jährigen Krieg fehlten in den Folgejahren Geld und Mittel zur Instandsetzung des schönen Renaissance-Schlusses. Zu dieser Zeit lebten in Kelsterbach im Jahr 1651 noch ganze 13 Familien mit 56 Seelen. Die Einflüsse von Wind und Wetter machten sich immer mehr am Schloss negativ bemerkbar und es zerfiel schließlich. Die Kelsterbacher konnten die Steine des Schlosses aber gut gebrauchen. Aus dem Prunkschloss wurde somit ein Steinbruch!

Der Steinverkauf an die Bürger und an die Gemeinde erfolgte durch die Amtmänner der gräflichen Herrschaft. In der Pfarrchronik der evangelischen Martinsgemeinde ist nachzulesen, dass die Franzosen im Winter 1759/60 auf der Wolfenburg eine Wagenburg, bestehend aus 600 Wagen, errichtet hatten. Hieraus lässt sich schließen, dass außer den Kellern der Burg nichts mehr an Gebäuden vorhanden war.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts trat der Kaufmann Georg Schenk aus Darmstadt schließlich als Kaufinteressent auf. Die Schlosskeller und das umliegende Gelände wurden an diesen Herrn, der gute Beziehungen hatte, verkauft. Der Preis belief sich auf 1600 Gulden für die Keller und 530 Gulden für jeden Morgen Gelände. Großherzog Ludwig I. zu Auerbach genehmigte diesen Verkauf am 14. Januar 1809.

Der neue Besitzer, Georg Schenk, gewann in Kelsterbach bald großes Ansehen und wurde auch einige Jahre Bürgermeister der Gemeinde. Er ist der Erbauer des Gebäudes, das man heute allgemein als das Kelsterbacher Schloss bezeichnet.

Schenk war Weinhändler und baute auch selbst Wein an. Er ließ die vorhandenen Wälle mit Wein bepflanzen und soll, wie die bereits genannte Pfarrchronik berichtet, auf vier Morgen drei Stück Wein geerntet haben. Die kühlen Schlosskeller eigneten sich sehr für die Weinlagerung.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts ging das ganze Schlossanwesen in das Eigentum des Weinhändlers Johann Friedrich Schmid und dessen Frau über. Das ganze Areal wurde nun mit einer Backsteinmauer eingefriedet. Vorher war es nur von einer Hecke umgeben. Von dieser stammt die Gewannbezeichnung „ Hinter der herrschaftlichen Heeg“. Den gesamten Besitz erbte 1889 der Sohn Bernhard Schmid, der sich auch nicht von der drückenden Schuldenlast befreien konnte. Auf Antrag der Landwirtschaftlichen Kreditbank Frankfurt am Main wurde das Anwesen zwangsversteigert. Die Bank erwarb für 45.720 Mark im Jahr 1890 die Schlossanlagen.

Danach wechselten relativ rasch die Besitzer:

1891 gehörte es Oberstleutnant Goltz. Dieser veräußerte es 1899 an Direktor Philipp Helfmann, einem gebürtigen Kelsterbacher für 88.000 Mark. Von dessen Witwe erwarb die A.G für Hoch- und Tiefbau das Schloss im Jahr 1901 für 94.000 Mark

## 7.) Das Schloss im Besitz der Gemeinde; Verwendungsarten

Im Jahre 1919 kam das Schlossgebäude für 90.000 Mark in das Eigentum der Gemeinde Kelsterbach. Das Gebäude diente zunächst zu Wohnzwecken. Eine neue Epoche für das Schloss begann nach Hitlers Machtergreifung im Jahr 1933. Schon im Jahr 1936 wurde es auf Gemeindegeldern gründlich repariert und das ganze Gebäude der NSDAP als Parteiheim überlassen.

In den Jahren des Zweiten Weltkrieges wurde, ab 1942 beginnend, der Keller der Wolfenburg als Luftschutzkeller hergerichtet. Er bot ca. 400 Personen Schutz bei Luftangriffen.

Im Sommer 1947 zog die Gemeindeverwaltung Kelsterbachs aus dem Rathaus in der Untergasse 1 in das Schloss. Bereits 1952 reichte der Platz im Schloss der Gemeindeverwaltung nicht mehr aus und es fand eine Auslagerung des Bauamtes in eine neu erstellte Baracke auf dem Schlosshof statt. Diese Baracke brannte 1958 aber vollständig aus.

Nach dem Umzug der Gemeindeverwaltung vom Schloss in das 1962 neu gebaute Rathaus in der Stadtmitte, wurde nach großen Renovierungsarbeiten im Schlosskeller dort das Stadtjugendheim eingerichtet. Dieses wurde am 14. August 1962 durch Bürgermeister Friedrich Treutel feierlich eingeweiht.

Nach weiteren Umbauten zwischen 1970 bis 1989 dienen die Räumlichkeiten im Schlosskeller dem Verein Schützengilde und die Räume oberhalb im Gebäude sind diversen Vereinen zugeordnet, unter anderem dem Spielmann- und Fanfarenzug „Die Wolfenburger“.

Auf dem Vorplatz des Schlosses findet heute alljährlich die Kelsterbacher Kerb statt.

## „Goldener Apfel“ in Mörfelden

Text in Anlehnung an die Ausführungen und Informationen von Ernst Schulmeyer und Konrad Däubner



Die Hofreite „Goldener Apfel“ ist traditionell einer der größten Bauernhöfe Mörfeldens mit Gaststätte und früher auch Herbergsbetrieb.

Um 1783, das Jahr aus dem der älteste vorhandene Ortsplan stammt, standen in Mörfelden etwa 60 Häuser. Diese waren damals noch umgeben von Wallanlagen und in den Ort gelangte man nur durch die beiden Pforten. Die längste Straße, die von der Oberpforte zur Unterpforte führt, war die Langgasse. Dort wurde der Goldene Apfel gebaut, ganz oben am Obertor. Aus diesem Grund nannte man ihn auch „Zum oberen Wirtshaus“.

Auf dem alten Hausbalken von 1751 findet man die Inschrift „Dieses Haus steht in Gottes Hand, bewahr es vor Wasser und Brand“. Johann Apfel war es, der Mörfelder Schultheiß, der damals das Gebäude für seinen Sohn erbauen ließ.

Mit der Bierbrauerei und Brantweinbrennerei verdienen die Apfels reichlich Geld. Hunderte von Fässern lagen in den Kellergewölben. Hausherr war im 18. Jahrhundert Johann Georg Wilhelm Apfel. Er hatte eine kinderreiche Familie: aus zwei Ehen mit Frauen aus Frankfurt hatte er 17 Kinder. Zehn davon verstarben aber schon im Kindesalter.

Im 18. Jahrhundert lagen 2 Bücher in der Gaststätte. Zum einen das Gesangbuch, das gehörte damals in jeden Haushalt. Zum anderen das „Ökonomie-Wochenblatt“. Ein solches Buch besaß nur derjenige, der sich für moderne, ökonomisches Denken interessierte. Und dieses Denken erklärt vielleicht auch eher den Reichtum der Apfels, als das, was 1728 in Egelsbach vorgetragen wurde.

Herr Apfel musste damals einen Gerichtsprozess über sich ergehen lassen, bei dem ihm vorgeworfen wurde, ein Hexenmeister zu sein, dem der Teufel das Geld in der Kürze zugebracht hat. Aus dem damaligen Gerichtsprotokoll entnimmt man, dass Apfel selbst darauf antwortet, dass es sich hier nicht um einen Bund mit dem Teufel handele, sondern dass es die Leute seien, die das Geld mit Kreuzer, Batzen und Gulden zur Haustür hineingebracht hätten.

Auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hält der Reichtum im „Goldenen Apfel“ an. Gut zu erkennen ist dies bei einer Aussteuerliste aus dem Jahre 1832, erstellt von Jette Apfel. Darin heißt es zum Beispiel: 31 Ellen Tuch, welches Jette selbst gesponnen hatte, 40 Pfd. Englisch Zinn, 8 Stück silberne Eierlöffelchen, ein silbernes Gemüse-Löffel, ein Glasschrank, eine eichene Kommode, ein Nussbaum-Kommode.

In ein so reich ausgestattetes Haus kamen natürlich auch viele wohlhabende Durchreisende. Die Übernachtungslisten zeigen, dass vor allem Kaufleute, Weinhändler oder andere Händler im „Goldenen Apfel“ übernachteten. Die einfachen Handwerker stiegen eher in der „Sonne“ oder in der „Krone“ ab.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wird Fachwerk für unmodern gehalten. Aus diesem Grund, aber auch wegen des Feuerschutzes, verputzte man damals, veranlasst von Karl Wilhelm Röschel, das alte Gebäude. Der Familie Röschel gehörte der „Goldene Apfel“ seit Mitte des 19. Jahrhunderts, nachdem im Alter von nur 30 Jahren der letzte Besitzer aus der Familie Apfel, Georg Jakob Wilhelm Apfel, verstorben war. Er hinterließ ein stattliches Vermögen: die Hofreite ist mit 6.000 Gulden angesetzt, doch im Verhältnis zum Gesamtvermögen von 42.000 Gulden ist dies nur eine Kleinigkeit. Aufgelistet sind 195 Acker- und Wiesenstücke allein in Mörfelden und 147 entsprechende Stücke in Königstädten.

Nach seinem Tode übergibt die junge Witwe das gesamte Vermögen ihrem Bruder, der die Hofreite an Röschel verkauft.

Anfang des 20. Jahrhunderts ist, wie man auf einer Werbepostkarte von 1912 sehen kann, das Fachwerk wieder freigelegt. Geworben wird in der Reklame mit der „anerkannt vorzüglichen Küche“ und dem „selbstgekelterten Apfelwein“.

Mittlerweile sind die sozialen Unterschiede zur übrigen Mörfelder Bevölkerung geringer geworden. In den „Goldenen Apfel“ kommen zwar nicht die Arbeiter und Tagelöhner, aber die Handwerksmeister und Poliere oder

auch die Lehrer und die Pfarrer.

Gaststätten sind nun wichtige innerörtliche Treffpunkte und der Apfelwirt bemüht sich darum, bestimmte Vereine oder auch Gesellschaften an sein Lokal zu binden. 1911 ist der selbst sogar Kerbevater. Auf einem Foto sieht man ihn mit der Kerbegesellschaft im „Goldenen Apfel“. Das Motto dieser Gesellschaft ist die zentrale Losung der Arbeiterbewegung „Proletarier aller Länder vereinigt euch.“

Auch der sozialdemokratische Lehrer und spätere Bürgermeister von Mörfelden, Peter Klingler, hatte sein Stammglas hier im „Goldenen Apfel“ stehen. Die Sozialdemokratie ist nun die dominierende politische Kraft im Ort.

1920 stirbt bereits der junge Wirt. Seither hat kein Verein mehr den „Goldenen Apfel“ zu seinem Stammlokal gewählt. Das Lokal wird ein Frauenbetrieb und die „gute Seele“ im Haus ist die „Raisse-Oma“. Auf den Schultern der jungen Witwe und ihrer Schwester ruht nicht nur die Arbeit im „Goldenen Apfel“, sondern sie müssen auch landwirtschaftlichen Arbeiten leisten. Trotz der Bemühungen, der Frauen, sind in Mörfelden die Gaststätten, in denen sich die Turnvereine und Arbeitervereine trafen, führend. Der Besuch im „Goldenen Apfel“ nimmt ab.

1933 wollten die Nationalsozialisten den „Goldenen Apfel“ zu ihrem Parteilokal machen, die „Raisse-Oma“ lehnte dies aber entschieden ab. Die Distanz zu Hitler zeigt auch ein Foto von 1934. Die darauf zu sehende beim „Goldenen Apfel“ gehisste Fahne ist nicht die Hakenkreuz-, sondern die alte Kaiserfahne in schwarz-weiß-rot.

1942 verkaufte die Familie das gesamte Anwesen an den Mörfelder Bauunternehmer Fischer. Nach 1945 übernahmen verschiedene Pächter den „Goldenen Apfel“, bis schließlich die Stadt Mörfelden-Walldorf Ende der 1970er Jahre die gesamte Hofreite aufkaufte.

1988 unterzeichneten der Heimat- und Museumsverein Mörfelden und die Stadt Mörfelden-Walldorf einen gemeinsamen Vertrag über die zukünftige Trägerschaft des Mörfelder Museums.

1990 konnte das Museum gemeinsam in der Scheune des „Goldenen Apfel“ eröffnet werden.

**Raunheim**

## Der einstige Mönchhof bei Raunheim mit der noch existenten Mönchhof-Kapelle und das benachbarte Raunheim als einstigen Klosterort

E. E. Metzner/Redaktion: J. Monzheimer

Koreferent: E. Schick

Das Treffen der History-Tour-Teilnehmer an der Mönchhof-Kapelle nördlich der Autobahnbrücke zwischen Raunheim und Kelsterbach fand unter Leitung des Alt-Raunheimers Erich Schick und des zeitweiligen Neu-Raunheimers Ernst Erich Metzner statt, der für den geschriebenen Text verantwortlich ist.



### Der Name ‚Mönchhof‘ und die erschließbare Vorgeschichte als ‚Mönchskloster-Filiale‘

Es handelt sich bei dem gewählten historischen Ausgangspunkt der History-Tour um eine für die neuzeitliche Kunstgeschichte und die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte höchst interessante Stelle in der unmittelbaren Nähe des inzwischen im Rahmen der industriellen Entwicklung der Region abgerissenen ‚Mönchhofs‘ direkt nördlich der Autobahn südlich des Mains, der – zuletzt Domäne - langhin nach Raunheim eingepfarrt war und historisch vielfältig mit Raunheim verbunden gewesen ist; an ihn erinnert noch das ‚Mönchhof-Dreieck‘ der Autobahnen im ehemaligen ‚Mönchwald‘ und erinnerte eben der an das landwirtschaftliche Areal des Mönchhofs jenseits der Bahn im Osten anschließende, einstmals zugehörige ‚Mönchwald‘, der mit dem Mönchhof-Gelände eine besondere Gemarkung bildete.

Bis vor kurzem hat der Name ‚Mönchhof‘, ähnlich wie der Name ‚Raunheim‘, ein Rätsel gebildet – die sprachwissenschaftliche Deutung, die während der History-Tour wiederholt oder zum ersten Mal präsentiert wurde, beantwortet viele Fragen, die die früheste Geschichte des Gebiets zwischen Kelsterbach und Rüsselsheim bisher aufgegeben hat, ohne dass dies allerdings der Allgemeinheit bewusst worden wäre.



Der Name ‚Mönchhof‘ bzw. ‚Münchhof‘ begegnet in den Dokumenten erst seit dem 17. Jahrhundert, zu einer Zeit, als die Besitzer nicht (mehr?) Mönche irgendeines Klosters, sondern die Nonnen vom St. Klara-Kloster in Mainz (Reichklara-Kloster) gewesen sind, das seit 1290 im Besitz des Hofes bzw. des damals genannten Dorfes und der zugehörigen Kapelle gewesen ist, bis 1781, als der Hof zur Mainzer Universität kam, unter der staatlichen Hoheit des Erzbistums Mainz; dieses trug fast bis zum Ende seiner Staatlichkeit 1803 (d.h. bis zum durch

Napoleon veranlassten Ende des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation) dafür Sorge, dass das Areal und seine Bewohner, wie die Einwohner des Mainzischen Dörfer Hassloch und Astheim im Umfeld, auch sie inmitten eines evangelischen Umlands gelegen, katholisch blieben.

Die Siedelstelle, damals ein Dorf, wurde erstmals 1290, beim Übergang an das St. Klara-Kloster, als ‚villa Wüstenedernsheim‘ genannt, was darauf deutet, dass das Dorf und der darin gelegene hervorgehobene einstige Mönch-Hof an der Stelle eines (wohl durch Hochwasser) wüst gewordenen älteren Dorfes ‚Edernsheim/Eddersheim‘ erbaut wurde; die Einwohner des verwüsteten Dorfes hatten sich wohl weiter nördlich an der Stelle des heutigen Eddersheim niedergelassen, und der dazwischen fließende Main verursachte, dass der Südteil der Gemarkung schließlich ein besonderes geschichtliches Schicksal hatte. Der Name ‚Wüsteneddersheim‘ oder bloß ‚Eddersheim‘ oder ‚Klein-Eddersheim‘ erscheint noch langhin, wobei dann gelegentlich auch der Name ‚Nonnenhof‘ begegnet, bis dann vom 17. Jahrhundert an allmählich ‚Mönchhof‘ vorkommt und sich schließlich durchsetzt. Die Erklärung kann nicht sein, wie man voreilig behauptet hat, dass der Hof deshalb im 17. Jahrhundert so genannt wurde, weil er einem Nonnenkloster gehörte – das unterschätzt das Unterscheidungsvermögen unserer Vorfahren. Der Name, der mit Sicherheit kein eigenständiges Mönchskloster, sondern nur eine Art Vorwerk bzw. Zweigniederlassung (oft genannt ‚grangia/Grangie‘) eines Mönchsklosters benannte, muss auf frühere Bewirtschaftung durch Mönche zurückgehen, und diese Phase kann nur im früheren Mittelalter, relativ lang vor der Erstnennung 1290, die ja (schon) ein weltliches Dorf meint, angesetzt werden.

Einen erster Hinweis auf das erschließbare Mönchskloster im Hintergrund bietet anscheinend die Nachricht, dass im 13. Jahrhundert die Herren von Eppstein Raunheim und Eddersheim (‚Ruinheim et Edersheim‘) vom Abt des Mönchsklosters des Heiligen Pirmin in Hornbach (in der heutigen Westpfalz) zum Lehen hatten; es war im 8. Jahrhundert vom Heiligen Pirminius gegründet worden, und schon anfangs des 9. Jahrhundert scheint die Gemarkung ‚Wüstenedernheim‘, die des späteren Mönchhofs (damals allerdings noch nicht oder nicht mehr besiedelt und entsprechend nicht mehr mit einem besonderen Namen benannt) im Besitz des Klosters Hornbach gewesen zu sein; sie war als Hälfte eines alten Königsbesitzes (die andere Hälfte dürfte die noch langhin königliche Gemarkung Kelsterbach dargestellt haben) an Hornbach gelangt und zeitweilig vom Königtum widerrechtlich zurückgefordert worden. In der entsprechenden Urkunde zur Zeit Ludwigs des Frommen werden nur Wege, die das Gelände durchqueren, mit Namen in der Gemarkung genannt, die, wie gleich zu zeigen, uns die Vorgeschichte des Areals erhellen; doch dazu gleich.

Aus den genannten Zeugnissen ließ sich natürlich zunächst folgern, dass das Hornbacher Mönchskloster den Mönchhof als ‚Grangie‘ angelegt hätte. Aber Hornbach, so deutlich sein Ausgreifen zu Zeiten Karls des Großen und seines Sohnes Ludwigs des Frommen um 800 bis über den Main nach Osten inzwischen geworden ist, ist doch zu weit vom Mönchhof entfernt, so dass man sich den Mönchhof doch eher von einem näheren oder unmittelbar benachbarten Kloster gegründet denken möchte, das aber möglicherweise wie der Mönchhof selbst ebenfalls dem größeren und mächtigeren Hornbach zugeordnet gewesen (oder zugeordnet worden) wäre. Sollte dieses Kloster eben in Raunheim gelegen haben, das im Eppsteiner Lehenverzeichnis ja unmittelbar neben dem Areal des Mönchhofs bzw. Wüsteneddersheims als Hornbacher Besitz genannt erscheint? Der Name ‚Raunheim‘ wird diese Annahme bestätigen.

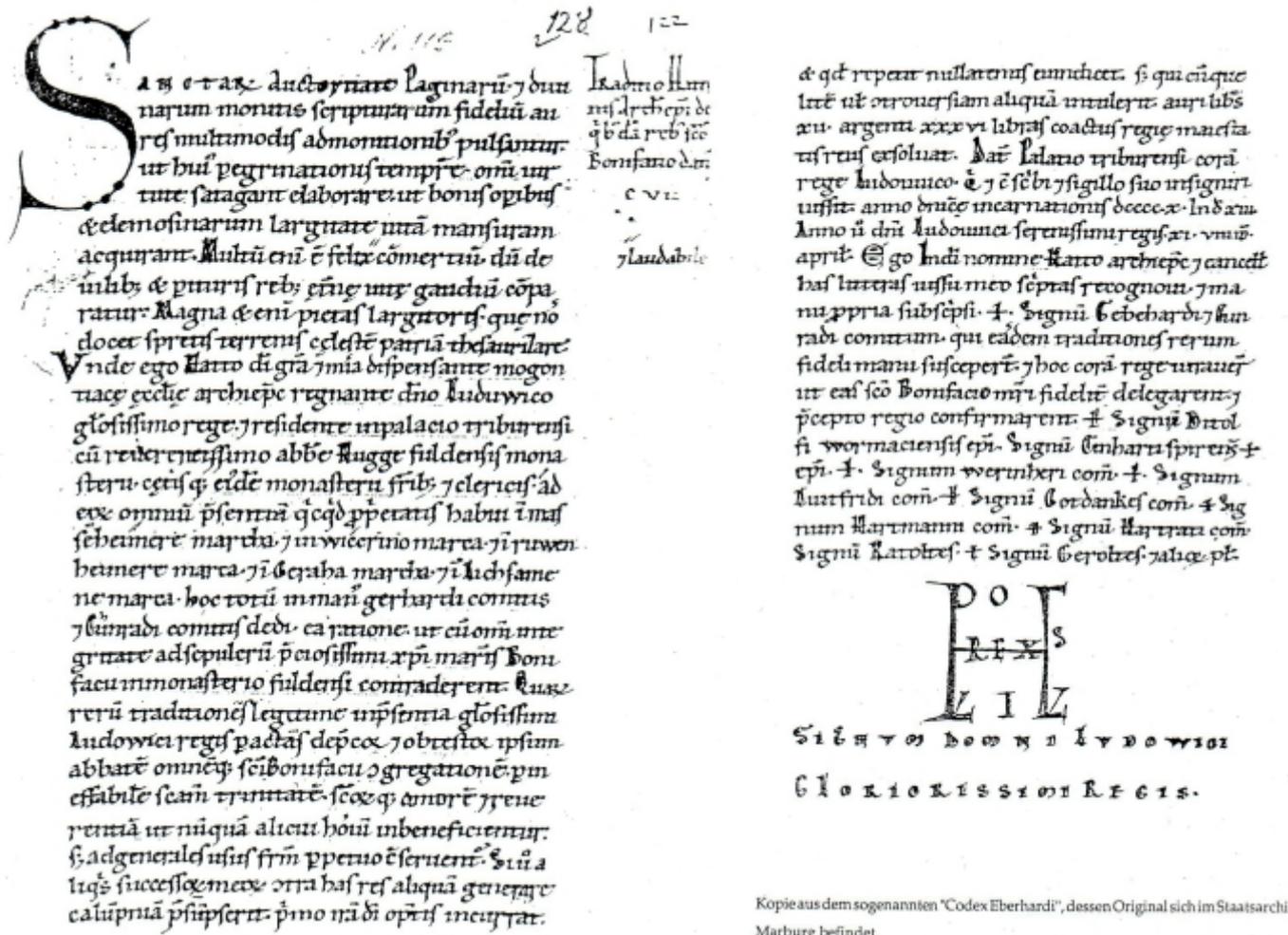
Doch zunächst zum besseren Verständnis ein kurzer Vergleich mit einer ähnlichen Siedlungsgeschichte in der unmittelbaren Nachbarschaft, mit der von *Hassloch*, das einmal im Hochmittelalter seit dem 12. Jahrhundert ebenfalls eine ‚Grangie‘, eine namens ‚Haselach‘/‚Haßloch‘ (nahe der Stelle eines älteren, nach der Grangiengründung ganz aufgegebenen Dorfs des gleichen Namens) in Abhängigkeit des Zisterzienserklosters

Eberbach, war. Hassloch war eine Grangie, ehe die Grangie aufgehoben und an ihrer Stelle ein neues, das heutige Dorf Hassloch, entstand.

Im Falle des Mönchhofs ist nun eine ähnlich Geschichte anzunehmen: An der Stelle eines schon völkerwanderungszeitlichen alten Dorfes ‚Eddersheim‘/alt: ‚Edernsheim‘ (benannt, wie sich zeigen läßt, nach einem königlichen ‚Adrian‘), das wohl durch Hochwasser wüst bzw. an die heutige Stelle verlegt wurde, wurde wohl im Mittelalter ein Klosterhof gegründet und volkstümlich ‚Mönchhof‘ benannt; offiziell wurde die Anlage aber noch lang als ‚Wüsteneddersheim‘ o.ä. bezeichnet. Dieser ‚Mönchhof‘ aber wurde schließlich, ist zu erschließen, ebenfalls aufgegeben, wohl als das vorgeordnete Kloster ihn nicht mehr mit Mönchen besetzen konnte. Aber das Gehöft mit der zugehörigen Kapelle dürfte volkstümlich weiter so geheißen haben, und in unmittelbarer Nähe dürfte sich ein neues kleines mittelalterliches Dorf entwickelt haben, mit dem offiziellen alten Namen ‚(Wüsten-) Eddersheim‘ mit anderem Grundriss als die älteren Dörfer des Umlands, wobei im Falle des Mönchhofs die Kapelle des einstigen Mönchhofs zu der des neuen zeitweiligen Dorfes wurde.

Im nachhinein ist das Dorf am einstigen Mönchhof wieder eingegangen und nur der Hof geblieben, dessen besonderer Name sich durchsetzte, und die alte Kapelle ist im Jahre 1687 durch die heute noch stehende ersetzt worden, unter dem neuen Besitzer St. Klara in Mainz. Von den Klarissen bis zur Gegenwart ist die Besitzgeschichte klar und letztthin von Fritz Radlinger deutlich herausgearbeitet worden, der besonders auch der Herkunft und dem Schicksal des aus der Kapelle nach Darmstadt geretteten Altars nachgegangen ist (s. Rhein-Main-Presse 19. Okt 2001: Bericht über einen Vortrag von Fritz Radlinger über die Mönchhof-Kapelle).

Man hat also das höchst interessante Phänomen, das erst ein in der Barockzeit aufscheinender volkstümlicher Siedlungsname aller Wahrscheinlichkeit schon im Hoch- oder Frühmittelalter gegeben worden ist und so auf eine nicht mehr bezeugte frühe Geschichte und v.a. auf die Verknüpfung mit einem noch zu bestimmenden Mönchskloster verweist, die sicher lang vor der Erstnennung der Siedlung 1290 liegt.



Kopie aus dem sogenannten 'Codex Eberhardi', dessen Original sich im Staatsarchiv Marburg befindet.

Urkundliche Ernennung von Raunheim

Der Name des Dorfes ‚Raunheim‘ und Raunheims erschließbare Vorgeschichte als Mönchskloster

Dabei kommt man, wie angedeutet, ohne Schwierigkeit auf die Vermutung, dass dieses Kloster im benachbarten

‚Raunheim‘ gelegen haben könnte und das Schicksal mit dem Vorwerk ‚Mönchhof‘ insofern geteilt haben wird, als das Kloster Raunheim mit dem Mönchhof bzw. Mönchhof-Areal zusammen an das ferne, bedeutende Mönchskloster Hornbach gelangt sein dürfte, das eine Zeitlang den Klosterbetrieb am Untermain mit seinen größeren Mitteln aufrecht gehalten zu haben scheint.

Die Identifikation aber des vermutbaren ‚Mutterklosters‘ des ‚Mönchhofs‘ mit ‚Raunheim‘ in der benachbarten Gemarkung ergibt sich bei einer sprachwissenschaftlichen Analyse des bisher rätselhaften Namens ‚Raunheim‘, mit der am frühesten bezeugten, bisher nirgends einleuchtend erklärten Form ‚Ruwenheim‘ (mit langem -û-, das im Neuhochdeutschen regelrecht zu -au- wurde!). Der Name dürfte nämlich zu verstehen sein als ein speziell für ein, d.h. für dieses Kloster geprägter, auf die alte Klostereigenschaft verweisend: Im Frühmittelalter dürfte er \*Hreuwun-haim‘ (= ‚Heimstatt der Reue, der Buße, des Schmerzes, des Jammers‘) geheißen haben, woraus sich die bezeugten Formen sprachwissenschaftlich leicht ableiten lassen. Ein solcher Name war sehr passend für ein Kloster einer alten, sehr strengen Observanz, wie es auch das Pirmin-Kloster Hornbach einst gewesen war; es ging in diesen frühen Klöstern – der bekannte Name ‚Reuental‘ und auch der Ort ‚Rauenthal‘ im Rheingau (der wohl die auch in ‚Raunheim‘ begegnete mundartliche Variante bezeugt) verweist auf ähnliche Gründungen – weniger um geistliche Bildung, als um als Bußeleistung verstandene Arbeit, z.B. Rodung bzw. Ackerbau, und so ist es nicht verwunderlich, wenn sich bei ihnen regelmäßig Probleme mit dem ‚Nachwuchs‘ einstellten und es häufig dazu kam, dass solche Klöster und Klösterlein wieder eingingen und sogar die Erinnerung an den alten geistlichen Charakter des Orts verloren ging, wie im Fall ‚Raunheim‘ und ‚Rauenthal‘. Später hat man für Klostergründungen denn auch attraktivere Namen gewählt, wie ‚Seligenstadt‘, d.h. ‚Statt der Seligen‘ oder ‚selige Statt‘. Die Namenform ‚Raunheim‘ statt \*Reu(e)nheim‘ geht auf eine mittelalterliche heimische Mundartform mit langem -û- statt altem -eu/iu- zurück, wobei -û- zu -au- wurde wie auch im Fall ‚Rauenthal‘ und das -w- zwischen Vokalen wegfiel, wie auch im Fall ‚Reue‘.

Bemerkenswert ist, und das deutet auf bewusste ehemalige Namengebung, dass der Name ‚reuwun-haim‘ ursprünglich kunstvoll in beiden Gliedern in sich alliterierte, wie etwa auch der bewusst gewählte Name ‚Fran-furt‘: d.h. beide Namentile begannen ursprünglich mit demselben Laut H/h-. So wäre es jedenfalls gewesen, wenn der Name noch im 8./9. Jahrhundert gegeben worden wäre – später ist vor -r- das anlautende H- regelrecht weggefallen.

Dass man den Dorfnamen nicht mehr als Klösternamen verstand, liegt am Durchdringen der hochdeutschen Lautung für ‚Reue‘ in der Umgangssprache des Raums, aber auch an den gewandelten Verhältnissen; nachdem das Kloster aufgegeben war, hat man nicht mehr so leicht an ‚Reue‘ und ‚Buße‘ im Zusammenhang mit der dörflichen Siedlung gedacht.

Dass das mittelalterliche und neuzeitliche Dorf ‚Raunheim‘ keine ursprüngliche frühmittelalterliche Dorfgründung des sonst im Umfeld bezeugten Typs (s. etwa die Anlage von ‚Bauschheim‘) ist, sondern wohl schon vor der Erstnennung von ‚Ruwenheim/Raunheim‘ zu 910 aus einer aufgegebenen Klosteranlage am Main herausgewachsen war, deutet sich auch darin an, dass in Raunheim die Kirche, m.E. die einstige Klosterkirche, später naturgemäß Pfarrkirche (wozu auch die Kapelle des Mönchshofs bzw. von ‚Wüsteneddersheim‘ eingepfarrt wurde), ganz am Rande in der Abgeschiedenheit abseits des Durchgangsverkehrs am Main stand (an der Stelle der heutigen Leichenhalle im Friedhof) und von dort aus die neue Dorfstraße in Richtung auf die alte westöstliche Durchgangsstraße, die heutige Frankfurter Straße, angelegt wurde: die Raunheimer Maingasse.

#### **‚Rechenheim‘ als älterer Name für den Ort der Klostersiedlung und das Nachfolgedorf ‚Raunheim‘**

Hat so das neue Dorf ‚Raunheim‘ den Namen des einstigen Klosters ‚Raunheim‘ übernommen, so wie das neue Dorf ‚Haßloch‘ den Namen des einstigen Klosterhofs ‚Haßloch‘, so ist die Ähnlichkeit mit Haßloch doch auch insofern weiter gegeben, als auch in Raunheim vor der klösterlichen Niederlassung am Main schon ein Dorf an der alten Durchgangsstraße, mit anderem Namen, bestand.

Im Falle ‚Raunheim‘ lag das alte Vorgängerdorf sicher an der Durchgangsstraße zwischen Dalles und der Gabelung in der Nähe des Hauses Bernius, wo einst der Weg zum zum Dorf gehörigen Wald abzweigte (Waldweg), und sein Name scheint noch in einer

Urkunde zu Eddersheim aus dem Jahre 1118 überliefert, wo über die Zugehörigkeit der Kapelle von ‚Eddersheim‘ zur Pfarrei (eines so nicht bekannten) ‚Rechenheim‘ gesprochen wird, ohne dass diese Namenform bisher zureichend erklärt wäre, obwohl man ‚Rechenheim‘ mit ‚Raunheim‘ gleichsetzen musste. Gemeint ist sicher die alte Kapelle von ‚Wüsteneddersheim‘, und ‚Rechenheim‘ ist, wie man jetzt erkennt der sowieso zu suchende alte Name jenes Vorgängerdorfs von Raunheim, das man ohne Zweifel erschließen muss: Es ist ein Name, der letztlich durch den des Klosters ‚Ruwenheim‘ zurückgedrängt und schließlich ganz abgelöst wurde, weil das neue Dorf ‚Ruwenheim‘ sich im unmittelbaren Anschluss an die Klosterkirche entwickelte. Volkstümlich aber hat der Name ‚Rechenheim‘ anscheinend noch eine Zeitlang weiter daneben existiert, zumindest in der Nachbarschaft, und er wurde dort auch noch für das neue Dorf verwendet; im neuen Dorf selbst dürfte man den Namen ‚Ruwenheim‘ bevorzugt haben.

Ähnlich hat das Dorf ‚Bischofsheim‘ vor dem aus dem Namen erschließbaren Übergang an das Bistum Mainz einen anderen Namen, ‚Roehenheim‘ getragen, der nur noch aus einem Flurnamen der inzwischen wüst gewordenen Nachbargemeinde ‚Seilfurt‘ zu belegen ist.

Die Existenz eines älteren Dorfes mit einer eigenen Gemarkung vor der Klostergründung in dieser Gemarkung (und die Existenz eines älteren Dorfnamens vor der Prägung ‚Bischofsheims‘) wird gesichert durch die Existenz der mittelalterlichen sog. ‚Fünf-Dorf-Mark‘ am Untermain, wozu die fünf Dörfer Raunheim, Rüsselsheim, Seilfurt(†), Bischofsheim und Flörsheim gehörten: Zur Zeit ihrer Zugehörigkeit zu einer einzigen Herrschaft (was vor die Zeit des sog. ‚Reichsurbars‘ von 764/65 zurückweist, als Rüsselsheim bereits in Königsbesitz erscheint) hatten diese fünf Dörfer dieser Herrschaft einen gemeinsamen Wald, den sog. ‚(Fünf-Dorf-) Mark-Wald‘, jenseits der ‚Stockstraße‘ vom Königtum erhalten, woraus bei der Aufteilung dann der Raunheimer Gemeindewald herausgelöst worden ist. Es scheint so, als hätte das Kloster ‚Raunheim‘ die Rechte des älteren Dorfs ‚Rechenheim‘ und dann das neue Dorf ‚Rechenheim/Raunheim‘ die Rechte des Klosters übernommen.

Auf die einstige gemeinsame Herrschaft über die fünf Dörfer verweist auch der Umstand, dass die alten Namen von drei Dörfern bzw. der entsprechenden Dorfgründer mit dem gleichen Anlaut beginnen/begannen: ‚Rüsselsheim‘, ‚Rechenheim‘ (= alt: für Raunheim) und ‚Roehenheim‘ (alt: für Bischofsheim); überall sind Namen mit älterem Anlaut \*‚Hr-‘ anzusetzen.

Die Koseform \*(H)Ruotsilin‘ eines alten Personennamens mit erstem Namenglied ‚(H)Ruot-‘ im Namen ‚Rüsselsheim‘ führt mit anderem darauf, dass der nur sehr undeutlich erkennbare Mainzer Bischof ‚(H)Ruot-hart‘ aus dieser mächtigen Untermain-Familie stammt, und er könnte auf seinem Besitz am Untermain eben das Klosterlein \*(H)Ruwen-heim‘ (mit denselben Anlauten in den beiden Namelementen, wie sie in seinem Namen vorhanden waren) gegründet haben; solche kunstvollen Verknüpfungen sind gerade bei bewusster Namengebung für herausragende Gründungen in dieser Zeit nahe liegend und belegt. Da Rutharts Begräbnisstätte nicht für Mainz bezeugt ist, mag er sogar in seiner rechtsrheinischen Klostergründung Raunheim begraben worden sein – ähnlich wie dann sein Nachfolger Bonifatius in seiner Klostergründung Fulda, auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin.

Es ist denkbar, dass die wohl zu seiner Zeit gegründete Quintinskirche in Mainz auch den bisher unbekannt Namenpatron für die Klosterkirche in Raunheim bzw. für die spätere Pfarrkirche geliefert hat, denn das bisher nicht gedeutete Siegelbild bzw. Wappen Raunheims, in den ältesten Formen auf Grenzsteinen im Wald später als heute, als man mit dem alten Zeichen nichts mehr anfangen konnte, einem ‚Q‘ ähnelnd, könnte auf eine durch die schreibkundigen Mönche eingeführte Grenzmarkierung mit dem Anfangsbuchstaben des Schutzheiligen zurückgehen.

### **Der vom ‚Mönchhof‘ ausgehende ‚Kernweg‘ im ‚Mönchwald‘ als Erinnerung an die einstige Klosterherrschaft Mainzer Bischöfe**

Dass das Kloster und das erste Vorwerk, der erste ‚Mönchhof‘, schon vor Karl dem Großen entstanden ist, kann man sich auch noch indirekt durch die Urkunde bestätigen lassen, durch die zur Zeit von Karls Sohn Ludwig den Frommen das Kloster Hornbach, das inzwischen offenbar zeitweise nicht mehr besiedelte Gebiet des Mönchhofs auf der Gemarkung ‚Wüsteneddersheim‘ zurückerhält. Die Gemarkung wird, so heißt es, von drei Wegen gekreuzt, von denen der eine ‚Geroldspfad‘ heiße. Die Namen der Wege sind heute nicht mehr bekannt, aber die Situation der Gemarkung ‚Wüsteneddersheim/Mönchhof/Mönchwald‘, die sicher gemeint ist, macht deutlich, dass der bisher auch in seinem Verlauf unverstandene ‚Kernweg‘, noch heute etwa zwischen dem Mönchhof bzw. der Mönchhofkapelle und dem östlichen Teil des Mönchwaldes (nördlich entlang der Autobahn) verlaufend, damit bezeichnet wird: Der Name ‚Kernweg‘ geht wohl zurück auf einen alten unverstandenen Namen \*(H)Gerenweg/‚Gernweg‘, d.h. ‚Weg eines Gero‘, und ‚Gero‘ ist die Kurzform z.B. des Namens ‚Gerold‘. Der ‚Gerold‘, der seinerzeit den ‚Gerolds-Pfad‘ (s.o.) noch des 9. Jahrhunderts häufig benutzte oder anlegte, muss eine wichtige Person gewesen sein, und man darf ihn mit dem Mönchhof in Verbindung bringen. Es wird sich m.E. um den Vorgänger des Heiligen Bonifatius, der vor 745 in Mainz als Bischof regierte, handeln; sein Sohn ‚Gewilib‘ wurde von Bonifatius wegen seines unkirchlichen Verhaltens abgesetzt, und Bonifatius hat seinen Sitz eingenommen. Es liegt nahe anzunehmen, dass der Bischof Gerold auf seinem immer wieder begangenen Weg in das Gebiet des späteren östlichen Starkenburg (wo er an der Rodau im Rodgau ein Klosterlein mitgegründet haben dürfte), von Mainz aus zunächst nach dem Bischof gehörigen Klosterlein ‚Raunheim‘ und dann bis zum zugehörigen Mönchhof auf herkömmlicher Straße gezogen ist, jeweils auch diese geistlichen Gründungen inspizierend, und dann erst am Mönchhof vom Main durch die großen Waldungen, wo er zunächst nur einen ‚Pfad‘ benutzte, zur Rodau im Rodgau abgeben ist.

## Die Erstnennung ‚Ruwenheims‘ zu 910 im geschichtlichen Kontext

So weit die begründeten Spekulationen, die eine Fülle von Unklarheiten über die Frühgeschichte zu erklären helfen. Sie helfen auch zu erklären, warum Raunheim zum Jahre 911 bei der umstrittenen Erstnennung des Ortes nicht in der Hand von Hornbach, sondern in der des Mainzer Erzbischofs Hatto sich befindet, der den Ort an Fulda weitergibt: Nach der Teilung des Fränkischen Reiches 843 lag Hornbach, zum Bistum Metz gehörig, im langhin feindlichen Mittelreich, und so hat wohl Ludwig der Deutsche im Ostreich den Hornbacher Besitz in Raunheim und um den Mönchhof wieder an das Mainzer Bistum zurückgegeben, das ihn zu Zeiten von Bischof Gerold und des Klostergründers Ruothart wohl schon einmal besessen hatte, das ihn aber in Folge des Eingreifens von Bonifatius wohl an Hornbach verloren hatte, weil Bonifatius sich wegen seines spektakulären Schritts gegen die Mainzer



Heutige Lage der Mönchhofkapellen

Bischofsfamilie  
(der das  
Klösterlein und  
das Vorwerk  
wohl als  
Eigenkloster  
gehört haben  
dürfte) nicht den  
Vorwurf der  
Bereicherung  
aussetzen wollte.  
Fulda, durch den  
Mainzer Bischof  
Hatto dann 910  
mit dem ehemals  
Hornbacher  
Besitz begabt,  
könnte diesen  
Besitz dem  
ursprünglichen  
Eigner Hornbach  
wieder  
zurückgegeben  
haben, als das  
Ostreich unter  
den Ottonen im  
10. Jahrhundert  
wieder mit dem  
Mittelreich  
vereinigt worden  
war.

Über die weitere Geschichte des Mönchhofs und Raunheims wäre gesondert zu handeln und v.a. Dingen die Arbeit von F. Radlinger zur Mönchhof-Kapelle und zum barocken Altar dieser Kapelle, der inzwischen in Darmstadt aufgestellt ist, heranzuziehen. Und es wäre auf die örtliche Initiativen zu verweisen, die zur Rettung der denkmalgeschützten, aber kaum zugänglichen Kapelle auf ehemaligem Industriegelände unternommen wurden und werden. Der Beginn der History-Tour vor Ort an der Mönchhof-Kapelle hat ebenfalls zur Unterstützung und zur Kenntnis der großen historischen Bedeutung des Orts beitragen wollen.

### **Die Erstnennung ‚Ruwenheims‘ zu 910 im geschichtlichen Kontext**

So weit die begründeten Spekulationen, die eine Fülle von Unklarheiten über die Frühgeschichte zu erklären helfen. Sie helfen auch zu erklären, warum Raunheim zum Jahre 911 bei der umstrittenen Erstnennung des Ortes nicht in der Hand von Hornbach, sondern in der des Mainzer Erzbischofs Hatto sich befindet, der den Ort an Fulda weitergibt: Nach der Teilung des Fränkischen Reiches 843 lag Hornbach, zum Bistum Metz gehörig, im langhin feindlichen Mittelreich, und so hat wohl Ludwig der Deutsche im Ostreich den Hornbacher Besitz in Raunheim und um den Mönchhof wieder an das Mainzer Bistum zurückgegeben, das ihn zu Zeiten von Bischof Gerold und des Klostergründers Ruothart wohl schon einmal besessen hatte, das ihn aber in Folge des Eingreifens von Bonifatius wohl an Hornbach verloren hatte, weil Bonifatius sich wegen seines spektakulären Schritts gegen die Mainzer Bischofsfamilie (der das Klösterlein und das Vorwerk wohl als Eigenkloster gehört haben dürfte) nicht den Vorwurf der Bereicherung aussetzen wollte. Fulda, durch den Mainzer Bischof Hatto dann 910 mit dem ehemals Hornbacher Besitz begabt, könnte diesen Besitz dem ursprünglichen Eigner Hornbach wieder zurückgegeben haben, als das Ostreich unter den Ottonen im 10. Jahrhundert wieder mit dem Mittelreich vereinigt worden war.

Über die weitere Geschichte des Mönchhofs und Raunheims wäre gesondert zu handeln und v.a. Dingen die Arbeit von F. Radlinger zur Mönchhof-Kapelle und zum barocken Altar dieser Kapelle, der inzwischen in Darmstadt aufgestellt ist, heranzuziehen. Und es wäre auf die örtliche Initiativen zu verweisen, die zur Rettung der denkmalgeschützten, aber kaum zugänglichen Kapelle auf ehemaligem Industriegelände unternommen wurden und werden. Der Beginn der History-Tour vor Ort an der Mönchhof-Kapelle hat ebenfalls zur Unterstützung und zur Kenntnis der großen historischen Bedeutung des Orts beitragen wollen.

## Die Böllenseesiedlung in Rüsselsheim Entstehung und Entwicklung einer Arbeitersiedlung Referent: O. Kleinböhl



Nach dem Beginn der Industrialisierung war man auch in Rüsselsheim bestrebt, für die in der Industrie Beschäftigten Arbeitnehmer mit geringem Einkommen Wohnraum auf der Basis von Eigenheimen zu schaffen. Schon 1929 arbeiteten bei Opel im Jahresdurchschnitt 9.050 Menschen, zur gleichen Zeit lebten in Rüsselsheim knapp 10.000 Menschen. Auch wenn viele Beschäftigte in die umliegenden Gemeinden pendelten, machten weiter steigende Einwohner- und Beschäftigtenzahlen die Ausweisung zusätzlicher Wohngebiete notwendig. So berichtet die Mainspitze im Mai 1939:

*„...Aus fast allen Landschaften und Städten unseres Gaues sind Angestellte, Fach – und Hilfsarbeiter nach Rüsselsheim zugezogen. Es ist natürlich, dass die Zahl der in Rüsselsheim vorhandenen Wohnungen bei weitem nicht ausreicht, um dem Ansturm stand zu halten. Der Verlust an Zeit, an Arbeitskraft und der Verschleiß an Transportmitteln ist im Zeichen der deutschen Rationalisierung nicht zu unterschätzen.“*

Nach der Errichtung erster Baugebiete in den zwanziger Jahren („Kleiner und Großer Ramsee“, „Rübgrund“ und „Opel-Kolonie“, entstand Mitte der Dreißiger die „A-Siedlung“, in unmittelbarer Nachbarschaft Ende der dreißiger/Anfang der vierziger Jahre die Böllenseesiedlung.

Die ursprüngliche Siedlung wurde im Süden von der Paul-Hessemer-Straße und im Norden von der Straße In der Röth eingegrenzt. Westliche Begrenzung war damals die von Nord nach Süd verlaufende Oppenheimer Straße. Im Zentrum verläuft noch heute die Wilhelm-Sturmfels- Straße, die als Hauptverkehrsader die Siedlung durchschneidet. Bestimmender Platz ist der Böllenseeplatz, der gemäß nationalsozialistischen Wünschen als Aufmarschplatz konzipiert wurde.

In einer zweiten Bauphase der unmittelbaren Nachkriegsphase bis in die fünfziger Jahre wurde die Paul-Hessemer-Straße verlängert, die Straße in der Röth findet ihre Fortsetzung in der Bischofsheimer Straße, westliche Begrenzungstrasse ist nunmehr die Niersteiner Straße. Auf der ehemaligen Aufmarschfläche des Böllenseeplatzes befindet sich heute ein Kinderspielplatz sowie eine Altentagesstätte.

Die Böllenseesiedlung in der uns gegenwärtigen Form beinhaltet Gebäude, die mehrheitlich zwei Bauphasen zuzuordnen sind. Die Bauweise der Eigenheime und Mietwohnungen waren naturgemäß den Bestimmungen der jeweiligen Zeit unterworfen.

Ende der dreißiger Jahre entsprach dies Reglementierungen, die vom zuständigen ‚Gauheimstättenamt‘ festgelegt wurden. Als Leitgedanke ist ein Begriff anzusehen, der erstmals 1920 im Reichsheimstättengesetz formuliert wurde: Wohnungsbau als ‚bodenverbundener Eigentum‘ – eine Heimstätte.

In enger Zusammenarbeit zwischen Opel, der Stadt, dem Gauheimstättenamt und der Nassauischen Heimstätten GmbH in Frankfurt wurde ein Baugebiet außerhalb des Stadtkernes auf beiden Seiten der Chaussee ausgewiesen, die in Richtung des Schönauer Hofes führte (in östlicher Richtung die ‚A-Siedlung‘, in westlicher die Böllenseesiedlung. Mittels dieser Eigenheime und der hierfür zur Finanzierung bereitgestellten Darlehen (auf Antrag gewährte Opel seinen Bediensteten ein Darlehen von maximal 2.500 Reichsmark) sowie der Bereitstellung von kostengünstigen Mietwohnungen erhoffte man sich eine stärkere Bindung der Arbeiter an den Arbeitgeber Opel. Waren die zweistöckigen Mietwohnungen, die sogenannten ‚Volkswohnhäuser‘, beidseitig entlang der Wilhelm–Sturmfels-Straße angeordnet, so befanden sich die Eigenheime in den abzweigenden Seitenstraßen. Die Eigenheimgrundstücke hatten zumeist eine Größe von 600-800 qm. Auf vielen Grundstücken befand sich ein Kleintierstall, der Garten diente der Selbstversorgung. Insgesamt wurden fünf Haustypen zum Kauf angeboten, die durch ihre unterschiedliche Größe und Preise auf individuelle Bedürfnisse und finanzielle Möglichkeiten der zukünftigen ‚Siedler‘ abgestimmt waren. Bewerber hatten, neben Kenntnissen in Kleintierzucht und Gartenbau, einen Eigenanteil von mindestens 500 Reichsmark nachzuweisen. Abgegolten wurden die Darlehen durch die monatliche Miete, die mit 34,75 RM bis 40,50 RM je nach Haustyp veranschlagt wurde.

Nach dem Heimstättenvertrag, der vor dem Kauf abgeschlossen wurde, waren die Siedler wirtschaftlicher Eigentümer und 20 Jahre lang grundsteuerfrei, danach wurden sie als jeweiliger Eigentümer in das Grundbuch eingetragen. Mit Abschluss des Bauabschnittes im August 1941 waren 745 Eigenheime und 443 Volkswohnungen fertiggestellt.

Bedingt durch ihre räumliche Nähe zum Opelwerk wurde die Böllenseesiedlung durch die Bombenangriffe

überdurchschnittlich stark beschädigt, viele Eigenheime und Mietwohnungen gar total zerstört.

Schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit begannen Ausbesserungs- und, bedingt durch einen sich verändernden Anspruch an Wohngröße und Komfort, Ausbaumaßnahmen – meist in Eigenhilfe aber mit finanzieller Unterstützung der Stadt. Erlaubt wurde ein Aus- oder Neubau mit einem 'Kniestockes', jedoch war für 10 Jahre eine Einliegerwohnung zu stellen. Neben diesen Ausbauten, die vielfach individuell verändert wurden, erfolgte eine systematische Erweiterung der Siedlung nach Westen, die nahezu den Grenzen der heutigen Siedlung entspricht.

Auch wenn sich die Baustruktur vieler Häuser in den vergangenen Jahrzehnten wandelte, so ist die Grundstruktur der Siedlung noch heute allgegenwärtig und besonders an einigen liebevoll im Originalzustand erhaltenen Eigenheimen erkennbar.

## Bismarck-Eiche

E. E. Metzner/Redaktion: J. Monzheimer

Koreferent: G. Schäfer



Das Wappen Königstädtens, das in ursprünglicher Form als Siegelzeichen verwendet wurde, zeigt auf schwarzem Feld ein silbernes Kugelgewicht mit einem Haken oben und mit einer eindrucksvollen schmiedeeisernen stilisierten Fassung, die die Kugel in drei Teile, einer Halbkugel in der unteren Hälfte und zwei Viertelkugeln rechts und links oben teilt. Die älteste Form mit Umschrift, wobei in der Mitte genau über der Kugel noch ein Kreuz als Worttrenner zu erkennen ist, macht sicher, dass es sich ursprünglich um einen Reichsapfel mit Kreuz handelt, dessen Kreuz bei einer Erneuerung des Siegels und der Erstellung der neuen Umschrift irrtümlich abgetrennt wurde. Das Siegelzeichen ist also einst geschaffen worden, als sozusagen ‚redendes‘ Ortszeichen, als es in der frühen Neuzeit galt, für das große Dorf ein unverwechselbares, repräsentatives Kennzeichen zu schaffen: Es spielt auf den Zusatz ‚König(s)-‘ des alten Namens ‚Städten‘ an, der wohl wegen der nötigen

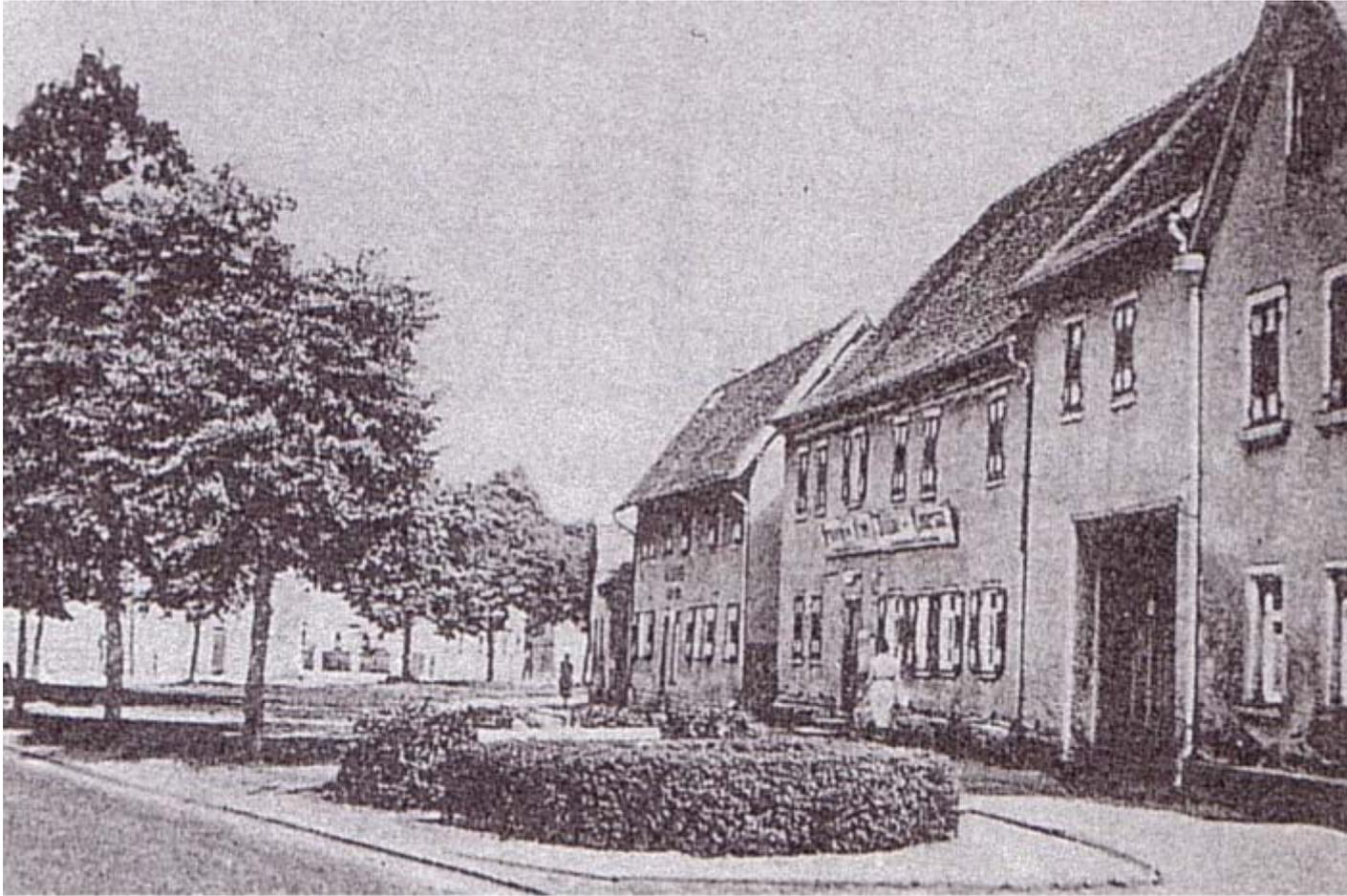
Unterscheidung vom Namen des unfernen, ursprünglich gleichbenannten Orts ‚Wallerstädten‘ nötig wurde. Dass der Sinn des Zeichens dann offenbar früh missverstanden wurde, hängt sicher damit zusammen, dass die Mundart das Erstglied des Namens, der heute dialektal ‚Kinnsteere‘ lautet, zu einer Silbe verschliffen hat, die nicht mehr mit dem Wort ‚König‘ verbunden wurde, und auch damit, dass die neuzeitlichen nicht-königlichen Landesherren, die Isenburger und dann die Hessen-Darmstädter, auch kein Interesse hatten, an den alten Königsbesitz nachdrücklich zu erinnern (vgl. E.E. Metzner, in: Rüsselsheimer Rundwege, hrsg. von E.E. Metzner und A. Helm, Band 1, Rüsselsheim 1987, S. 41-43, und W.H. Diehl, Die Siegel und Wappen der Gemeinden des Kreises Groß-Gerau, (o.O.) 1929, S. 15).

Ein historisch nachweisbares Ereignis aus dem 19. Jh. hat verursacht, dass die Königstädter mit dem Ortecknamen ‚Die Bären‘ bezeichnet werden (s. das Heft „Die ganze Wahrheit über den Bär“, Sept. 1999, hrsg. v. Königstädter Hofkonzerte e.V. mit den einzelnen Aufsätzen).

### Der Bismarckplatz in Königstädten, seine Geschichte und Vorgeschichte

Der heute wichtigste Platz in Königstädten, der ‚Bismarckplatz‘, bot sich und bietet sich optisch und historisch als Ausgangspunkt eines Überblicks über die Königstädter Geschichte und eines Rundgangs durch den Ort und seine Gemarkung an, und so wurde er denn auch als Ausgangspunkt der History-Tour gewählt, unter der Führung des Altbürgermeisters Georg Schäfer und des ortsansässigen Historikers Prof. Dr. E. E. Metzner, der auch den Beitrag hier verfasst hat.

Der ‚Bismarckplatz‘ stellt keine ursprüngliche Platzanlage dar, sondern ist aus der Verbreiterung einer alten, früh von deutschen Königen und Kaisern auf dem Weg zwischen Frankfurt und Worms und umgekehrt benutzten Fernstraßenführung, die von Worms über Oppenheim, Nackenheim, Trebur und Nauheim einerseits und durch den großen Wald andererseits Richtung Frankfurt führte, entstanden in der Nähe des alten Ortskerns, der von der Fernstraße ausgespart wurde. Dort wo man von der Fernstraße im Süden kommend nach dem Ortskern im Norden abzweigte, an der Rathausstraße – vom Bismarckplatz aus gut zu sehen – steht links schon außerhalb des alten Dorfs das älteste erhaltene Rat- und Schulhaus, heute privat genutzt, aus dem Ende des 18. Jh.s, aber die Rathausstraße führt auch direkt auf das jüngere Rat- und Schulhaus im Ortskern zu.



Der Bismarckplatz im Jahre 1952 (vor der Umgestaltung 1986). Archiv Heimatverein

Auch nachdem die Fernstraße nach der der Bevorzugung der Verbindung zwischen der Reichsstadt Oppenheim über den Kornsand und Groß-Gerau nach Frankfurt an Bedeutung verloren hatte, weil die deutschen Kaiser und Könige nach dem in Trebur erzwungenen Gang nach Canossa 1076 die Pfalz Trebur als ‚Unglücksort‘ mieden, ist es verständlich, dass eine zum Abstellen der Wagen gut geeignete verbreitete Straßenführung bzw. Straßengabelung wie der Bismarckplatz zur Rast einlud und dort Gasthäuser entstanden, etwa für Holzfuhrwerke aus den großen Waldungen zwischen Königstädten und Frankfurt. Das bekannte Gasthaus ‚Zur Krone‘ am Bismarckplatz ist ein im Jahre 1813 erbautes Fachwerkhaus interessanter Struktur (inzwischen längst verputzt). Die ‚Krone‘ hatte bis 1815 eine eigene Brauerei und der ausgebaute Kaisersaal wurde 1911 errichtet, heute ein mit den erhaltenen Jugendstilelementen wieder ein wichtiger Identifikationsort der Königstädter, mit seinem Namen wie der Bismarckplatz davor an die Zeit des Zweiten deutschen Kaiserreichs (1870/71 – 1918) erinnernd – ein im Umfeld der Opelstadt sonst seltener Konservativismus, der auf die andere Sozialstruktur des alten traditionsreichen Dorfes Königstädten verweist. Auch das angrenzende Fachwerkhaus der früheren Metzgerei Göbel war einst ein Gasthaus und wurde etwa um das Jahr 1800 herum erbaut (s. E.E. Metzner und K. Walther, in: Rüsselsheimer Rundwege IV, Rüsselsheim 1987, S. 168 – 170).

Zum Wald im Nordosten und der dort noch gut als Schneise erkennbaren alten Fernstraße, heute genannt ‚Alte Frankfurter Straße‘, führt die heutige ‚Forsthausstraße‘, an der am Waldrand bis nach dem Krieg das ‚Untere Königstädter Forsthaus‘ stand; dieses kleinere Forsthaus lag genau an der Grenze der Feldgemarkung vor der Straßengabelung ‚Alte Frankfurter Straße‘ und dem Weg nach Mönchbruch. Früher war an der gleichen Stelle ein noch kleineres Haus mit einem Schlagbaum vor dem Eintritt in den Wald – ein sog. Falltorhaus, nach dem der Waldbezirk ‚Falltoreck‘ hieß und die ehemalige ‚Falltoreck-Schneise‘ benannt wurde. Der Bismarckplatz ist, nicht als Platzanlage geplant, keiner offiziellen Namengebung entsprungen, sondern benannt nach der noch heute vorhandenen, bemerkenswerten Bismarckeiche; er ist als Name also eine sog. ‚Klammerform‘: eigentlich ein ‚Bismarck(eichen)platz‘. Die Bismarckeiche wurde zu Ehren des ehemaligen Reichskanzlers Otto von Bismarck nach dessen weithin als ungerechtfertigt empfundener Entlassung durch den jungen Kaiser Wilhelm II. anlässlich von Bismarcks 80. Geburtstag am 31. März 1895 gesetzt – eine neue Tafel erinnert daran. Sie wurde gepflanzt als Ausdruck auch der damals weit verbreiteten Freude über die überfällige Schaffung eines deutschen Nationalstaates 1870/71, des ‚Deutschen Reichs‘ (allerdings unter Ausschluss des deutschsprachigen Österreichs); dieser politische Erfolg Preußens wurde vor allem Bismarck zugeschrieben, und dieser deutsche Staat ist, mit der Hauptstadt Berlin, ja auch noch nach dem zweiten Weltkrieg die Grundlage der

Bundesrepublik Deutschland, die nach dem Willen der Siegermächte nicht mit dem seit 1806 selbständigen Österreich einen Staat bilden sollte (wie er noch 1848 in der Paulskirche im Rückgriff auf das alte deutsche Reich vor 1806 intendiert worden war).

### **Der Ortskern und die Geschichte Königstädten**

Die Straßensituation am Bismarckplatz deutet an, dass die alten Fernstraßen die Tendenz hatten, die Ortskerne zu meiden, wie es hier in Königstädten ja auch der Fall ist, und wie in Königstädten sind oft alte Fernstraßenzüge außerhalb des Ortskerns zu belebten Verkehrszentren geworden. Die historisch älteren Partien des uralten Dorfes finden sich im Bereich um die evangelische Kirche und die anschließenden Gassen. Hierhin wenden wir nun den Blick und zugleich den Blick auf die Geschichte Königstädten, und wir verwenden dabei den Text aus den ‚Rüsselsheimer Rundwegen‘, Rüsselsheim 1987, hrsg. v. E. E. Metzner und A. Helm, Band 1, S. 41ff.:

Königstädten wird in den älteren Quellen nur „Steti(n)“ oder ähnlich (= „die Hofstätten“ oder „bei den Hofstätten“) genannt; aufgrund des alten und lang erhaltenen wichtigen Königsgutes am Ort wurde es in der Umgangssprache aber wohl schon früh durch den unterscheidenden Zusatz von Siedlungen der Umgebung abgehoben. Zuerst erscheint der Ort im „Lorscher Reichsurbar“ (wohl schon 764/65, nicht erst 834-850) als Teil des dort aufgelisteten Königsguts. Aber die Lage am alten Untermain und an der alten Straßenführung der Stockstraße, der vergleichsweise altertümliche Name und der ungewöhnliche Ortsgrundriss verweisen mit anderem auf besonders frühe Gründung bereits in der Alemannenzeit des Raums im vierten Jahrhundert. Kein Wunder, dass für Königstädten eine alte Burg (im engen Verband mit der Kirche, die wohl königliche Eigenkirche war) erschließbar ist [der so genannte ‚Bork-Hof‘ gegenüber der Kirche]. Auf alte Wichtigkeit deutet auch der an Königstädten orientierte Name der Wüstung „Ostheim“ [weiterlebend im Namen des volksetymologisch umgedeuteten Weges ‚Astheimer-See-Schneise‘] am Schwarzbach nördlich Nauheims.

Die Ortskirche, hinter eindrucksvollen Wehrmauern hochwasserfrei über dem alten Main gelegen, bildet zusammen mit dem unmittelbar anschließenden Dorfbereich am „Bork“-Hof noch heute einen deutlich gesonderten Teil der alten Siedlung. Obwohl die Kirche mit Sicherheit zumindest in karolingische Zeit zurückreicht, muss doch betont werden, dass ihre angebliche Ersterwähnung 880 (wie die eine und andere angebliche Nennung des Ortes) sich wohl auf eine damals gleichnamige Siedlung bei Bad Homburg bezieht.

In der fränkischen Zeit und danach ist das große Dorf Königstädten zwar durch Trebur in der Bedeutung für das fränkisch-deutsche König- und Kaisertum überragt worden, aber zumindest solange Trebur bis 1076 ein häufig benutzter Aufenthaltsort der fränkisch-deutschen Könige und Kaiser war, führte eine wichtige Fernstraße von Worms über Nackenheim und Trebur an Königstädten vorbei nach Norden in die Wetterau beziehungsweise nach Frankfurt; noch heute erinnert die Verkehrslage am Bismarckplatz an die alte Situation.

Das lang bewahrte Königsgut am Ort brachte es mit sich, dass letztlich das Erben der Reichsministerialen (=Reichsdienstmannen) von Hagen-Münzenberg, der Vögte des Wildbanns Dreieich (der auch durch eine Wildhube in Königstädten beaufsichtigt wurde), die Ortsherrschaft besaßen. Erst 1642, ja faktisch erst 1685 ging Königstädten von den Herren von Isenburg-Birstein [mit dem Hauptort schließlich in Offenbach] an Hessen-Darmstadt über, für das der Ort nicht zuletzt wegen seiner Waldungen von Bedeutung gewesen sein dürfte; der große Königstädter Domanielwald scheint als Staatswald wesentlich auf älteren Gemeindewald zurückgehen. Der Anschluss an Hessen wurde durch das gemeinsame evangelische Bekenntnis erleichtert.

Auf die alte große Bedeutung der Landwirtschaft verweisen auch die einstigen Firmen Wagebach und Einsiedel, durch die das engere und weitere Umland mit Königstädter Sauerkraut und „Mainzer“ Handkäse versorgt wurde. Im letzten Krieg ist das alte dörfliche Königstädten mit der Kirche am 13. August 1944 im Bombenhagel weitgehend zerstört worden (Gedenktafel an der Kirchhofsmauer), und es war nur folgerichtig und unumgänglich, dass dann 1956 die große Kommune von damals 2537 Einwohnern, die schon vorher weitgehend zur Wohngemeinde von Opel-Werksangehörigen geworden war, von dem benachbarten Rüsselsheim eingemeindet wurde; zur Gewährleistung des Wachstums der Stadt war die Gemarkung von größter Wichtigkeit. Seitdem hat sich Königstädten zum Wald und nach Rüsselsheim hin durch neue Wohngebiete wesentlich vergrößert, aber am Rand der weiten Felder und Wälder hat es sich doch noch eine besondere ländliche Note erhalten können.

## Trebur

### Geschichte der Laurentiuskirche

Zusammengefasst von Wolfgang Kraft



An der rechten äußeren Ecke der Vorhalle ist ein römischer Votivstein vermauert. Er wurde ca. 50 n.Chr. von den Bürgern der Stadt Nida (Ffm. Heddenheim) für den Vicus

Augustus zu Ehren der römisch- keltischen Gottheit Virodactis gestiftet . Überhaupt besteht die Kirche großteils aus römischen Spolien, die beim Bau der mittelalterlichen Basilika wiederverwendet wurden.

829 wird Trebur erstmals urkundlich erwähnt .

Kaiser Ludwig der Fromme stellte 2 Schenkungsurkunden aus und empfängt Gesandte.

Die Abhandlung fand im königlichen Palast in Trebur statt.

Vom 11. bis zum 12. Jh. finden in Trebur mehr als 56 Reichstage und Kirchensynoden statt.

895 tagte eine Reichskirchenversammlung in Trebur. 26 Bischöfe und Erzbischöfe mit Gefolge. Kaiser Arnulf von Kärnten ließ diese Versammlung mit festlichem Rahmen eröffnen.

Die Verhandlungen fanden teilweise in der Basilika und teilweise in der Aula (Regierungssaal der Pfalz) statt. Diese Synode brachte zum letzten male alle geistlichen Würdenträger und Herzöge sowie Kurfürsten des ganzen fränkischen Kaiserreiches zusammen.

Die vorgenannte Basilika ist die Laurentiuskirche in Trebur, die bis zu zwei-drittel noch heute aus karolingischem Mauerwerk besteht, wurde von Kaiser Ludwig dem Deutschen zwischen 843 - 870 neu erbaut wurde. 871 fand hier eine erste kirchliche Reichsahngelegenheit statt.

Die ältere kleinere Kirche - die Marienkapelle - steht nördlich ca. 90 Meter in der Laurentiuskirche.

Vermutlich war diese Kapelle für Kaiser Ludwig zu klein,überhaupt lies er die Pfalz Trebur zur repräsentativen Anlage umbauen.

Die Kirche bestand aus :

Vorhalle

Westhalle mit darüber liegenden Hauptturm

Langhaus

Querhaus mit Turm über der Vierung vor dem Chor

Apsis (Altarraum)

Außerdem soll noch ein überdachter Verbindungsgang zum Regierungssaal (Aula Regia) bestanden haben.

10. Jahrhundert: Kaiser Otto ließ die Pfalzanlage renovieren, darunter auch die Pfalzkapelle. Auch stiftete er den Hochaltar zum hl. Laurentius nachdem er am Laurentiustag die Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn gewonnen hatte.

Unter dem alten Putz in der Westhalle (Vorhalle) befinden sich noch Fresken aus dieser Zeit

Trebur wird unter den Ottonen als Morgengabe für die Kaiserin genommen. Somit gewinnt Kaiserin Agnes, die auch Äbtissin von Quedlinburg war, die kaiserliche Domäne zum Ausbau Ihrer Macht. Trebur diente über 30 Jahre als Witwengut und als Schutzort für die kaiserliche Familie sächsischer Könige.

1002 lässt Kaiser Konrad (Salier) die Pfalz Trebur erneuern und ruft für diesen Ort wieder politische Ereignisse aus.

Die Salier allerdings waren sehr bauwütig. Sie erbauten auch den Speyerer Dom und sie waren auch mit der alten Pfalz Trebur, die noch von den Karolingern erbaut war, nicht einverstanden. Die neue salische Burg wurde am südwestlichen Ortsrand am Schwarzbach neu errichtet mit einen repräsentativen Palast und einem neuen Regierungssaal versehen. Die Laurentiuskirche wurde dementsprechend neu renoviert und repräsentativer ausgestattet.

In der erneuerten Laurentiuskirche fand dann die berühmte Hochzeit Kaiser Heinrich IV mit Berta von Turin statt. Die Kaiserhochzeit wurde mit riesigem Aufwand mehrwöchig gefeiert bevor man sich anschließend zur Einweihung des neu erbauten Bamberger Domes begab.

1075 wurde Kaiser Heinrich IV. wegen des Investiturstreites, der teils in Trebur ausgetragen wurde, von Papst Gregor VII in den Bann gesetzt.

1076 wurde in Trebur eine Reichsfürstenversammlung abgehalten, die den Kaiser zur

Entschuldigung beim Papst aufforderte. Kaiser Heinrich wurde zum berühmten Gang nach Cannossa gezwungen, wo der Papst ihn vom Bann befreite.

12.Jh. Mit den Stauferkönigen endet die Bedeutung von Trebur als Kaiserpfalz. Die Pfalz wurde weiterhin genutzt, aber nicht mehr zu Regierungszwecke, sondern als Versorgungsbetrieb für die kaiserliche Familie, die inzwischen mehr oder weniger die Stadt und Bischofspfälzen aufsuchten

13.Jh. Trebur wird von König Wilhelm von Holland wegen seiner Kriegsschulden an die Grafen von Katzenelnbogen verpfändet und war ab sofort mit seinen Nebenhöfen kein Reichsgut mehr.

Die Laurentiuskirche hatte im Mittelalter 3 Hochaltäre und zahlreiche andere Stiftungen.

14. Jh: Die Kirche wird umgebaut, d.h. modernisiert.  
Die kleinen Rundbogenfenster werden im gotischen Stil erweitert.  
Die vor der Westhalle stehende Vorhalle wird abgebrochen und ein Gotisches Westportal mit dem darüber liegenden gotischen Fenster eingebaut.  
Die karolingische Apsis (Altarraum) wird durch einen gotischen Hochchor ersetzt.

Heute noch erhalten sind unter Putz noch mehrere gotische Fenster und das Westportal mit dem Fenster. In der Westhalle sind der gotische Triumphbogen und links und rechts zwei kleine gotische Bögen, die zu den niedrigen Seitenschiffen der Kirche führten, vom gotischen Umbau vorhanden.

1422 wird von den Grafen von Katzenelnbogen die alleinige Herrschaft über Trebur errungen.

Im gotischen Chor war bis 1749 das Wappen der Landgrafen erhalten.

1479 wird Trebur durch das Aussterben der Grafen von Katzenelnbogen hessisch, die einzige Tochter wird nach Kassel zwangsverheiratet.

Die Reformation ist in Trebur bis 1550 durchgeführt worden nachdem auch die Landgrafen von Hessen evangelisch geworden waren. Es teilten sich danach ein katholischer Priester und ein evangelischer Pfarrer die Gottesdienste in der Laurentiuskirche. Bilderstürmer zerstören die Altäre und raubten den Kirchenschatz.

Im 17.Jh. wurde die Kirche während des dreißig jährigen Krieges schwer in Mitleidenschaft gezogen, in dem sie als Quartier für feindliche Truppen genutzt wurde.

1686 wird die Kirche mit Geldern des Mainzer Domstifts gründlich renoviert: Bei dieser Gelegenheit wird der Korpus an ein schon älteres vorhandenes Holzkreuz angebracht. Der Korpus gehört zu den wertvollsten Ausstattungsstücken der Kirche. Außerdem wird eine neue Orgel aufgeschlagen.  
Am Bau selbst wurden beide Türme mit neuen Helmen versehen.  
Die Kirche hatte bis 1712 einen Hauptturm und einen mittleren Turm über dem Querhaus.

1712 wurde der heutige Kirchturm neu aufgeschlagen. Es ist ein Turm mit welscher Haube und Laterne. Auf dem Turm sieht man die Wetterfahne, wo der Heilige Laurentius sitzend auf dem Rost dargestellt ist.

1748-1752 wurde die Kirche zu einer Barocken Predigtkirche unter Verwendung der alten Außenmauer umgebaut.

Die Kirche bekam eine barocke Ausstattung, die heute nicht mehr vollständig erhalten ist. Die Kirche war von Johann Konrad Seekatz, Hofmaler aus Darmstadt, mit biblischen Szenen ausgemalt worden - hauptsächlich die Deckenmulde.  
Das Bild über der Kanzel an der Orgel ist noch erhalten.

1752 wurde eine barocke Orgel aufgeschlagen mit 20 Registern und zwei Manualen. Da diese Orgel den Treburern zu klein war, verkauften sie diese 1843 nach Eppstein, wo sie heute noch zu bewundern ist. Die 1843 angeschaffte Orgel steht heute im Chor der Kirche und nicht wie die alte Orgel auf der Orgelempore im Westen.  
Die heutige Orgel besitzt 28 Register und zwei Manuale und wurde von dem berühmten Orgelbauer Dreymann aus Mainz hergestellt.  
Die darauf sitzenden Putten und Füllhörner sind von der alten Orgel übernommen worden.  
Die Orgel gehört zu den wenigen noch erhalten mechanischen Orgeln und wird gründlich restauriert.

1752 wurde die fast lebensgroße Lutherstatue angeschafft. Sie stammt von einem Künstler aus Frankfurt; Johann Daniel Schnorr.

Die Lutherstatue ist die einzige in Deutschland in dieser Größe, und sie war der Mittelpunkt der Lutherausstellung in Wittenberg im Lutherjahr 1996.

In der Vorhalle steht der Taftisch von 1758. Er wurde von einer begüterten Familie gestiftet. In der Vorhalle an der Westwand links und rechts des Eingangs befinden sich Grabplatten von Pfarrer Vietor und seinem Sohn. Beide waren bedeutende Theologen im 17. Jh.

## Der Rheinübergang der Schweden 1631

Text in Anlehnung an die Ausführungen und Informationen von Hans Pehle



Zur Lesung von Hans Pehle am 18. Juli 2002 im Hofgut Guntershausen aus seinem Buch *Der Rheinübergang des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf - Ein Ereignis im Dreißigjährigen Krieg 1631*.

Vor den beiden Weltkriegen galt über zwei Jahrhunderte der Dreißigjährige Krieg als die größte Katastrophe in Deutschland. Kein Krieg war verheerender in der deutschen Geschichte. Mitten im Dreißigjährigen Krieg gab es ein herausragendes, geschichtliches Ereignis hier im Ried am Kühkopf, das bis heute seine Spuren hinterlassen hat: Der Rheinübergang von König Gustav II. Adolf von Schweden.

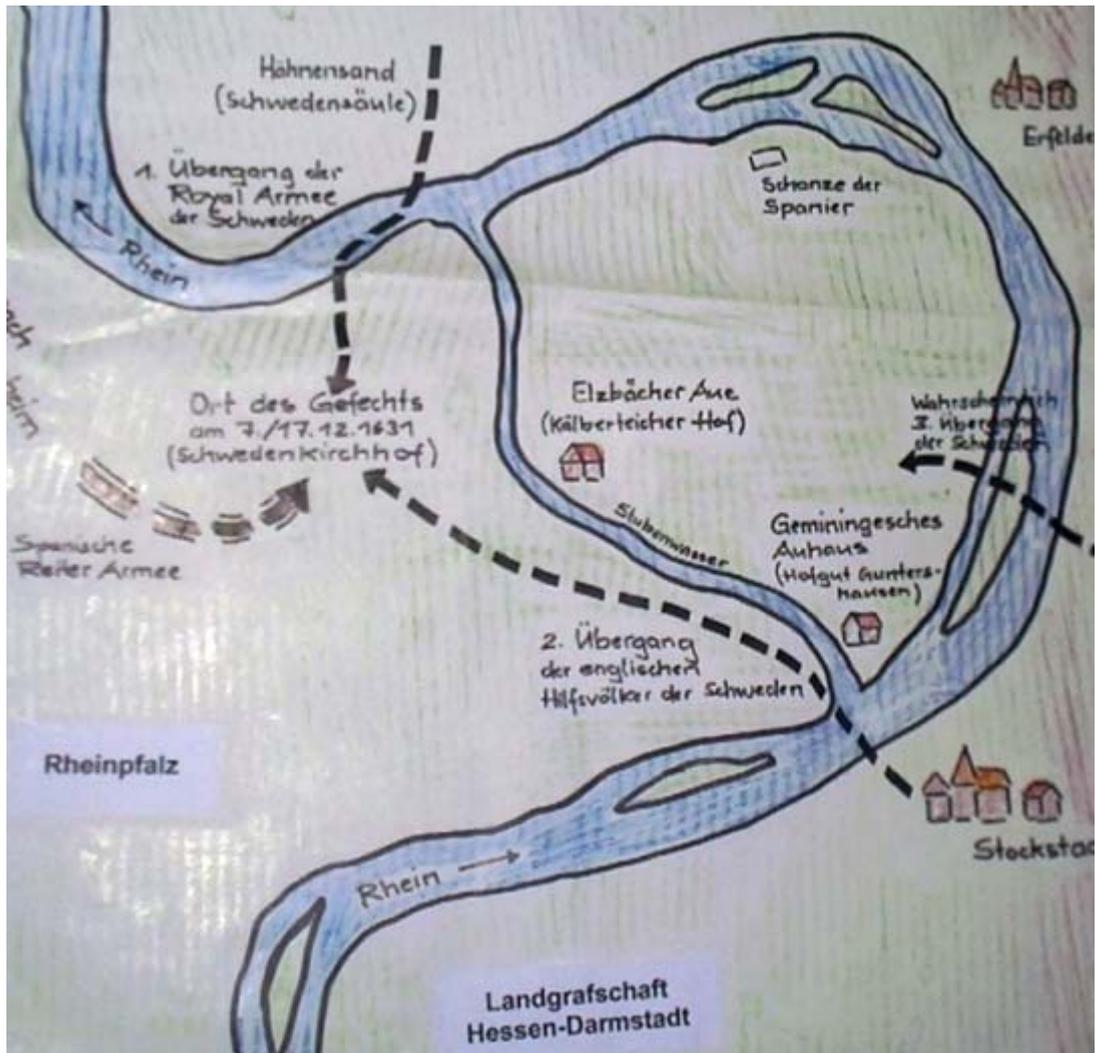
Die Spanier, die seit einem Jahrzehnt auf der linksrheinischen Seite die Pfalz besetzt hielten und auch die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt mit dem Ried verunsicherten, wurden nach dem Rheinübergang vernichtend auf dem Kühkopf geschlagen, so konnten die Schweden zunächst Oppenheim und ihr Ziel die Stadt Mainz einnehmen. Hans Pehle beleuchtet in seinem Buch diesen Rheinübergang mit historischer Tiefe und Analyse, die weit über eine heimatgeschichtliche Abhandlung hinausgeht. Nach jahrzehntelangem Studium des Dreißigjährigen Krieges fasst er seine Recherchen und Aufzeichnungen zusammen und verbindet in hervorragender Weise die Historik mit der Kunst, durch zahlreiche Gemälde, Zeichnungen teils noch von seinem Vater und Planskizzen von verschiedenen Schlachten, neben Breitenfeld und Lützen auch eine Detailkarte vom Rheinübergang selbst. Das Buch wird dadurch auch interessant, dass Pehle mit zahlreichen bisher weitgehend unbekanntem Quellen, neuen Fakten und Erkenntnissen aufwartet. Insbesondere wird in seinem Buch deutlich, dass der viel besungene Retter und Held des Protestantismus mit seinem gewaltigen Heer und dem dazugehörigen Tross in ganz kurzer Zeit auch eine erhebliche Belastung für die Bevölkerung im Ried darstellte. Immerhand befanden sich hier ca. 20.000 Soldaten des schwedischen Heeres mit einem riesigen Tross von weiteren 30.000 Personen. Dies wird insbesondere eingehend in dem Kapitel „Die Unterbringung der Schwedischen Armee“ behandelt.

Gerade hier, wie auch in verschiedenen anderen Kapiteln werden authentische Briefe und Zitate aus der Zeit angeführt. Beginnen mit dem Prager Fenstersturz wird die Entwicklung, warum es zum Eingreifen der Schweden und damit auch zum Rheinübergang kam, eingehend beschrieben, ebenso der weitere Ablauf bis zur Schlacht bei Lützen wo Gustav Adolf seinen Tod fand. Pehle zeigt aber auch auf, dass der Dreißigjährige Krieg keineswegs nur ein Religionskrieg war. Hierzu schreibt er u.a. was zunächst als Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken begann, weitete sich auf europäischer Ebene immer mehr zum Eroberungskrieg aus, wobei es nicht mehr um höhere Ziele ging, sondern teilweise nur noch um dynastische Interessen und persönliche Bereicherung von einigen Potentaten. Auch Schweden griff erst ein, als der Krieg schon über 10 Jahre dauerte, da die katholische Seite begonnen hatte, mit Wallenstein den Ostseeraum zu erobern und damit die ureigensten Interessen Schwedens zu bedrohen. Erst ab da half Schweden seinen protestantischen Brüdern. Das Ried war eines der am meisten betroffenen Gebiete Deutschlands in diesem Krieg. Dies wird in dem Buch bereits mit dem Durchzug der Mansfeldischen Truppen zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges beschrieben.



Auch werden Ratsprotokolle aus der Chronik von Gernsheim zitiert, die belegen dass dort auch der katholische Feldherr der Liga, Tilly schon vor den Schweden war. Ebenso wird die Übergabe der Stadt an Gustav Adolf eingehend beschrieben. Der Bau der Gustavsburg und damit die Gründung der Gemeinde, die von Gustav Adolf





Das Buch wird weiterhin durch eine Zeittafel des Dreißigjährigen Krieges sowie eine erhebliche Anzahl von Kurzbiographien von Potentaten und Gestalten aus dieser Zeit mit einer jeweiligen Portraitzzeichnung bereichert. Zusätzlich enthält es in einem Anhang Erläuterungen der häufig verwendeten Begriffe im Dreißigjährigen Krieg und deren damalige Auslegung.



Hans Pehle erklärte bei seiner Lesung, seine Intention wie es dazu kam dieses Geschichtsbuch zu schreiben: Wenn man sich mit Geschichte befasst kann dies spannender als ein Krimi sein, Vor allem soll aber den künftigen Generationen das Geschichtsbewusstsein dazu dienen, die gegenwärtige Politik besser zu begreifen und vor allem aus den Fehlern der Vorfahren, welche die Geschichte gestaltet haben, zu lernen. Deshalb begrüßte er auch die Initiative von Gerold Reichenbach, die Stätten und Zeitzegen der Geschichte aufzusuchen und damit wieder die Bevölkerung auf die interessante Geschichte speziell im Ried aufmerksam zu machen und das Interesse, insbesondere der jüngeren Generationen hierfür zu wecken.

## Walldorf

### Das Waldenserhaus in Walldorf – französische Glaubensflüchtlinge finden eine neue Heimat

Text in Anlehnung an die Ausführungen und Informationen von Dieter Fuchs



Die Doppelstadt Mörfelden-Walldorf ist eines der größten Gemeinwesen im Kreis Groß-Gerau. Wenn man die Geschichte der beiden Stadtteile betrachtet, stößt man auf unübersehbare Unterschiede. Während Mörfelden auf eine mehr als 1200-jährige verbrieft Vergangenheit zurückblicken kann, entstand Walldorf erst am Ende des 17. Jahrhunderts. Keine andere Gemeinde des Kreises Groß-Gerau kann auf ähnliche historische Umstände bei ihrer Gründung verweisen.

Im Jahre 1699 ließen sich 14 Waldensfamilien - auf dem Boden eines inzwischen allerdings weitgehend verschwundenen Dorfes 'Gundheim' an das heute noch der Gundhof erinnert (E.E.M.) - aus dem damaligen Königreich Frankreich mit Erlaubnis des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt nieder und gründeten die Siedlung Walldorf. Die Keimzelle der Gemeinde findet sich in der heutigen Langstraße, wo noch einige wenige Anwesen die ursprüngliche gedruckte Form der Gründerhäuser erahnen lassen. Eines dieser Häuser wurde bei einer Grundrenovierung in den alten Zustand versetzt und dient heute als Waldenserhaus. Das Waldenserhaus erläutert anschaulich und umfassend die wechselhafte Geschichte der Waldenser, die im Folgenden nur verkürzt wiedergegeben werden kann.

Die Waldensergeschichte geht zurück auf den Lyoner Kaufmann Petrus Waldus (auch Pierre Valdes), der im Jahre 1174 eine Laienbewegung gründete, die sich stark an den urchristlichen Idealen orientierte. Seine Ideen, die z.B. Einfachheit und Armut in den Vordergrund stellten, waren nicht neu. Auch einige anerkannte Mönchsorden, wie die Franziskaner oder Zisterzienser, hatten diese Grundregeln in ihre Reformbestrebungen übernommen.

Die Waldenser hatten sich insbesondere in Südfrankreich und auf dem Piemont schnell verbreitet, wurden jedoch von der Kirche nicht anerkannt und als ketzerische Sekte 1183 mit dem Kirchenbann belegt. Sie wurden in der Folgezeit häufig verfolgt und in einem Kreuzzug 1477 nahezu ausgerottet. Nur in abgelegenen Tälern der Cevennen und Alpen überlebte die Waldenserbewegung im Untergrund. 1532 schlossen sie sich der Lehre Calvins an. Durch das Toleranzedikt von Nantes, das 1598 vom französischen König Heinrich IV. erlassen wurde, der selbst dem protestantisch geprägten Haus Navarra entstammte und erst später aus machtpolitischen Gründen zum Katholizismus übertrat

(Bartholomäusnacht), konnten die Waldenser ihre religiösen Vorstellungen wieder öffentlich praktizieren. Trotzdem kam es immer wieder zu massiven Nachstellungen, so als im Jahre 1655 an Ostern mehr als 4000 Waldenser bei einem Massaker den Tod fanden. 1685 hob Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf, so dass die Waldenser entweder zum katholischen Glauben übertreten oder außer Landes gehen mussten. Abertausende waren nicht bereit, in den Schoß der Mutterkirche zurückzukehren und verließen unter Zurücklassung all ihrer Habe die Heimat. Sie wurden in Baden, Württemberg und Hessen aufgenommen, wo die Landesfürsten durch Neuansiedlungen den Bevölkerungsverlust des Dreißigjährigen Kriegs auszugleichen versuchten. Als auch ein nochmaliger Versuch der Rückkehr (1689), die so genannte „glorieuse rentrée“, 1698 durch erneute Ausweisungen scheiterte, ließen sich die Flüchtlinge endgültig in der Fremde nieder.

Nach langen und beschwerlichen Märschen erreichten etwa 3000 Waldenser die Stadt Genf. Von dort aus wurden Abordnungen in die protestantischen deutschen Länder geschickt, um über eine Aufnahme zu verhandeln. Auch Landgraf Ernst-Ludwig von Hessen-Darmstadt, dessen Land durch den Dreißigjährigen Krieg in hohem Maße entvölkert war, zeigte sich zur Aufnahme von Waldensern bereit.

So kamen die aus dem Piemont vertriebenen Protestanten am 21. Juni 1699 schließlich nach Hessen und



gründeten im selben Jahr mit 14 Familien die „Waldensercolonie am Gundhof“, die 1717 den Namen Walldorf erhielt.

Noch lange wurde in der Walldorfer Kirche französisch gepredigt, und die alten Familiennamen, wie Jourdan, Reviol, Cezanne, Pons, Tron, Vincon sind noch heute keine Seltenheit in Walldorfs Bevölkerung.

Der Wahlspruch der Waldenser, der in der betont nüchternen neuen Walldorfer evangelischen Kirche zu lesen ist, „lux lucet in tenebris (Ein Licht leuchtet in der Finsternis) hat sicher seine Bedeutung bis in die heutige Zeit behalten.

## **Redaktionsteam**

### **Redaktionsteam:**



Professor Dr. Ernst Erich Metzner, Germanist und Historiker, Wissenschaftlicher Leiter



Jens Grode (M. A.), wissenschaftlicher Mitarbeiter von Gerold Reichenbach



Jörg Monzheimer (M. P), Journalist, Doktorand

### **Referenten und Unterstützer:**

Professor Dr. Ernst Erich Metzner, Rüsselsheim  
Wolfgang Kraft, Trebur  
Olaf Kleinböhl, Rüsselsheim  
Klaus Horst, Bürgermeister Stockstadt  
Thomas Schell, Biebesheim  
Georg Böhm, Bischofsheim  
Lebrecht Viebahn, Groß-Gerau  
Dipl. Ing. Werner Dammel, Nauheim  
Dipl. Ing. Dieter Fuchs, Mörfelden-Walldorf  
Georg Schäfer, Rüsselheim-Königstädten  
Helmut Schaber, Biebesheim  
Ernst Schulmeyer, Mörfelden-Walldorf

### **Impressum:**

Gerold Reichenbach, MdB  
Im Antsee 18  
64521 Groß-Gerau  
Tel. 06152/54062